

Hadamarer Anzeiger



(Lokalblatt für den Amtsgerichtsbezirk Hadamar und Umgegend).

Nr. 40.

Sonntag den 4. Oktober 1914.

16. Jahrgang.

Der „Hadamarer Anzeiger“ erscheint Sonntags in Verbindung mit einer 4seitigen Sonntagsbeilage und kostet pro Monat für Stadtabonnenten 30 Pfennige, incl. Briefporto. Für Landabonnenten vierteljährlich 1 Mark, incl. Postaufschlag. Man abonniert bei der Expedition, auswärts bei den Postbriefträgern oder bei der zunächst gelegenen Postanstalt. Inzerate die 4gehalt-Warmond-Beile 12 Bfg. bei Wiederholung entsprechendem Rabatt.

Redaktion Druck und Verlag von Joh. Wilhelm Hörter, Hadamar.

Bürgermeisteramt.

Mitbürger!

Weite Strecken unserer gesegneten ostpreussischen Fluren sind vorübergehend vom Feinde besetzt und fast überall barbarisch verwüstet worden. Viele unserer Landsleute sind grausam hingerichtet. Wer das nackte Leben gerettet hat, ist zumeist an den Bettelstab gebracht.

Namenloses Leid ist so über Tausende von Familien gebracht worden!

Unsere Provinzialhauptstadt zeige sich ihrer Ueberlieferung würdig. Sie ist von den wirklichen Leiden des Krieges noch unberührt, unser herrliches Heer schützt sie, wie die noch unbefesteten Teile Ostpreußens mit unvergleichlicher Tapferkeit.

Von unserer alten Krönungsstadt soll der Ruf in das ganze Vaterland hinausgehen:

Helft unseren armen von Haus und Hof vertriebenen ostpreussischen Landsleuten!

Können wir ihnen auch zur Zeit selbst leider nur vorübergehend ein Obdach gewähren, so laßt uns doch alsbald den Grundstoß zu einer Sammlung legen, die den Flüchtlingen Hilfe, den Heimkehrenden demnächst einige Unterstützung zur Wiedererlangung ihrer wirtschaftlichen Existenz gewähren soll!

Spende ein jeder freudig nach seinen Kräften jede, auch die kleinste Gabe ist willkommen. Ganz Deutschland wird sicherlich freudig zu unserem Werke mithelfen.

Seht doch durch diese für unseres teure Vaterland schwere, aber so große, gewaltige Zeit nur der eine Gedanke:

Einer für Alle und Alle für Einen!

Königsberg den 25. August 1914.

Der Oberbürgermeister:
gez. Dr. Körte.

Wird veröffentlicht.

Limburg, den 26. September 1914.

Der Landrat.

Wird veröffentlicht mit dem Bemerkten, daß die hiesige Stadtkasse angewiesen ist, etwaige Gaben entgegenzunehmen.

Hadamar, den 30. September 1914.

Der Bürgermeister:
Dr. Decher.

Aufruf

zur Mithilfe bei der militärischen Vorbereitung der Jugend.

Die von den Herren Ministern der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten, des Krieges und des Innern durch den Erlaß vom 16. August ds. Js. ins Leben gerufene **Bewegung zur militärischen Vorbereitung der jungen Leute vom 16. Lebensjahre ab** während des gegenwärtigen Krieges ist im Gange.

Die bereits vor dem Kriege in Vereinen zusammengeschlossenen jungen Leute werden bald gesammelt sein, bisher solchen Vereinen ferngebliebenen fangen an sich zu dem militärischen Vorbereitungsdienst freiwillig zu melden. Alle Jugendlichen sind erfüllt von freudiger Begeisterung.

Leider scheint es aber an vielen Orten noch an Männern zu fehlen, welche in der Lage und bereit sind, die Veranstaltungen und Übungen der Jugendlichen nach Maßgabe der bekannt gegebenen militärischen Richtlinien zu leiten und zu überwachen.

Frühere Offiziere, die geneigt sind, sich innerhalb der 21. Division zu diesem Zwecke nach zur Verfügung zu stellen, darf ich bitten, sich ungefäumt bei Seiner Exzellenz dem Herrn Generalleutnant z. D. Schuch Wiesbaden, Viebricherstraße Nr. 23 melden zu wollen. Die etwaige Verwendung der betreffenden Herren Offiziere

bei einem Truppenteile wird durch deren Bereitwilligkeitserklärung zur Mithilfe bei der militärischen Vorbereitung der Jugend nicht in Frage gestellt.

Anderen Herren werden gebeten, ihre Bereitwilligkeit bei den königlichen Landräten gefälligst zu erkennen zu geben.

Wiesbaden den 21. Sept. 1914.

Der Regierungspräsident:
Dr. von Meister,

beauftragt mit der Durchführung der Maßregeln zur militärischen Vorbereitung der Jugend während des mobilen Zustandes im Regierungsbezirk Wiesbaden.

Der Weltkrieg.

Vor Antwerpen.

Rotterdam, 1. Okt. (Ctr. Bln.)

Aus Antwerpen wird gemeldet: Beim Fort Vaalhem sprengten die Deutschen das Pulvermagazin. Sie sollen die dortigen Trinkwasserwerke zerstört und die Plätze Vier und Herrental besetzt haben. (B.T.)

Amsterdam, 1. Oktober, (Ctr. Bln.)

Aus Ostende wird gemeldet, daß Bergem (Westen, südlich Antwerpen) brennt. Der „Rotterdamse Maasbode“ behauptet, es seien auf dem Turm der Frauenkirche in Antwerpen Maschinengewehre und ein Funkturm aufgestellt. (D.R.)

Die Juaven im deutschen Maschinengewehrfeuer.

B.T.B. Berlin, 1. Oktober. (Nichtamtlich.)

Ein Mittagsblatt gibt eine Unterredung wieder, die der Korrespondent der „Daily Mail“ in Paris mit einem verwundeten Juavenoffizier hatte. Dieser erzählte, am 20. September sei eine Brigade von 8000 Juaven in das deutsche Maschinengewehrfeuer geraten und bis auf 1000 Leichtverwundete aufgerieben worden.

Die schöne Aruscha.

Roman von D. Elster.

26

Ben Mohamed verzweifelte. Er stieß mit eigener Hand einige der rebellischen Krieger nieder, als diese aber ihre Waffen auch gegen ihn lehrten, zog er sich mit seiner Leibwache in sein festes, durch eine Steinmauer umgebenes Haus zurück, entschlossen sich hier bis zum letzten Blutropfen zu verteidigen. Ein wilder, trotziger Mut befehlte ihn; er kannte sein Geschick, wenn er lebend in die Hände der Deutschen fiel. Bieher im Kampfe sterben, als an dem Galgen, wie ein gemeiner Verbrecher.

Als die Bewachung, in der Boma den Stützpunkt erreicht hatte, gab Leutnant v. Wasmuth den Befehl zum allgemeinen Angriff, als dessen gemeinsamen Endpunkt es das Haupttor der Boma zeichnete, welches sich gerade der Stellung auf dem Hügel gegenüber befand. Unter Hörnerklang und lautem Hurrah stürmten die Sudanesen auf das Tor zu, an ihrer Spitze die weißen Offiziere und Unteroffiziere, während die Geschütze auf dem Hügel fortführten, die Boma mit ihren Geschossen zu überschütten. Auch die Negorhilfstruppen hatten sich wieder gesammelt und eilten unter jubelndem Geschrei herbei, um ihren Anteil an der Beute nicht zu verlieren.

Bis zu dem Tor traf man auf keinen nennenswerten Widerstand. An dem Tor aber stürzte den Sudanesen eine Schar halbrunkener Massai entgegen und es entspann sich ein wildes Handgemenge, in dem schließlich die besseren Waffen und die geübtere Kriegskunst der Sudanesen Sieger blieben. Die Massai flohen in die Boma zurück, die nunmehr den Siegern schuglos preisgegeben war. Eine eigentliche Verteidigung des Innern der Boma fand nicht mehr statt. Hier und da setzte sich wohl noch einmal ein Massaikrieger zur Wehr, erlag aber bald den Waffen der Sudanesen, deren natürliche Wildheit durch die Aufregung des Kampfes entflammt war und die alles, was sich ihnen in den Weg stellte, niederschossen oder niedertrachteten. Die deutschen Offiziere und Unteroffiziere suchten dem Gemetzel Einhalt zu tun, denn die Einwohner der Boma sollten geschont werden; die Krieger befanden sich aber auf der vollen Flucht und hatten sich in den jenseitigen Saum der Boma begrenzenden Wald zurückgezogen, in dem sie spurlos verschwanden. Auch war die Boma nicht ganz in den Händen der Sieger, denn das feste Haus Ben Mohameds gleichsam die Sidabelle der Festung, war noch nicht erobert, und einzelne Schüsse aus den schiefschartenartigen Öffnungen der Ringmauer bewiesen, daß Ben Mohamed zu einer Verteidigung seiner letzten Stellung entschlossen war.

Auf dem freien Platze vor dem Hause sammelte Leutnant von Wasmuth seine Leute. Er hatte einen Unteroffiziere fortgeschickt, wel-

cher die unter Bernhards Führung zurückgebliebenen Geschütze herbeiholen sollte damit man das fest verrammelte Tor des Hauses einschleusen konnte. Auch wollte er versuchen, Ben Mohamed zu einer Kapitulation zu bewegen, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden. Als er indessen einen Parlamentär gegen das Tor schickte, um mit Ben Mohamed zu unterhandeln, wurde der Abgesandte mit heftigem Gewehrfeuer empfangen und sank schwerverwundet zu Boden.

Diese heimtückische Tat entflamnte die Wut der Sudanesen, die eben aus dem heftigen Gefecht mit den Massai kamen, auf's Neue. Sie waren nicht mehr zurückhalten und wollten auch die Ankunft der Geschütze nicht abwarten. Mit wildem Hurrah warfen sie sich auf das Haus, sprengten mit ihren Netzen und Kolbenschlägen das Tor, kletterten wie die Panther über die Mauern und überschüteten den Hof, in dem sich die kleine Schar der Feinde um Ben Mohamed sammelte, bereit zum letzten heldenmütigen Kampfe.

Vergeblich versuchte Leutnant von Wasmuth Ben Mohamed zur Kapitulation zu zwingen, vergebens versuchte er und seine Offiziere die Sudanesen von dem ungleichen Kampfe zurückzuhalten. Als die Sudanesen von allen Seiten wie schwarze Teufel über die Ringmauer sprangen, krachten ihnen noch einmal die langen Gewehre der Araber entgegen; zum Wiederladen und nochmaligen Schießen fanden sie aber keine Zeit, denn mit gesenktem Bajonet warfen sich die schwarzen Soldaten auf das

Afghanistan gegen Indien.

WTB. Konstantinopel, 1. Okt. (Nichtamtl.)

Ein hiesiges Blatt gibt die Meldung des offiziellen afghanischen Organs „Aradjulah Baruf-afghan“ wieder, nach welchem der Emir von Afghanistan eine Streitmacht von etwa 400 000 Mann regulärer Truppen unter dem Oberbefehl seines Bruders Naer-Ullah Khan mit dem Auftrage entsandt habe, die Stadt Feshawar, den Schlüssel Indiens, zu besetzen, und eine andere aus 300 000 Mann bestehende afghanische Streitmacht unter dem Befehl des Chronofolgers Narec Jere gegen Rußland.

Französische Sorgen.

Der Matin schreibt unter der Ueberschrift: „Die andere Gefahr“:

Jeder Deutsche trägt im Tornister ein paar wollene Socken und warme Fausthandschuhe, nicht zu sprechen von Zeltbahn, Mantel und Wolldecke. Den Grund hierfür, glauben wir in der Absicht zu sehen, die Franzosen schnell zu besiegen, um nach Rußland zu gehen. Bereits vorher sind zum Zweck der Vermeidung von Zeitverlust die Soldaten für den russischen Winter ausgerüstet worden. Jedenfalls sind, wenn der Winter kommt, die Deutschen gewappnet. Und wir? Ohne Zweifel beschäftigt sich unsere Leitung mit dieser Frage. Die Generalverwaltung gibt dringende Arbeit für Beschäftigungssuchende aus, nämlich das Nähen von Westen und Unterzeug. Arbeiter gibt es genug, aber das Material? Zeug Wolle und Garn? Schon bei Ausbruch des Krieges war es sehr schwierig, genug Leinen für Soldatenhemden und Verwundetenpflege zu verschaffen. Nicht einmal in den großen Pariser Magazinen war solches zu haben. Nur der Freigebigkeit einiger Geschäftshäuser ist es zu danken, daß für das dringende gesorgt wurde. Jetzt kommt der Winter täglich näher. Warten wir nicht mehr mit der Beschaffung warmer Sachen! Vergessen wir nicht, was wir im Tornister der Deutschen sahen, Zeltbahnen und Wolldecken! Denken wir an die feuchte kalte Erde, die der Herd für Rheumatismus, Bronchitis und Dysenterie ist.

Frankreich hat nicht einen solchen Vorrat an Menschen, daß es das Leben seiner Söhne ohne Sorge für sie und ohne Nutzen für sich selbst aufs Spiel setzen kann. Seinen Söhnen geben, womit sie sich gegen Krankheit schützen können, heißt dem Lande jede Woche ein Armeekorps schaffen. Der französische Frauenverband des Roten Kreuzes hat einen Aufruf erlassen, ihm Wolle, Leinen und Stoff zu schenken zum Zwecke der Schaffung der dringend notwendigen Verwundeten-Kleidung und warmer Sachen für die Soldaten. Wir brauchen in Paris 6 bis 7000 Betten mehr für Verwundete. Schaffen wir sie! Denke niemand, daß es sich bei dieser Anregung um eine Kleinigkeit handelt! Sehen wir uns vor, daß wir nicht zu den vom Feind Verwun-

den noch Kranke durch eigene Schuld bekommen.

Französische Kinder als Soldaten.

München, 30. Sept. (Ctr. Bln.)

Eine Anzahl Gefangenentransporte erreichte in Nürnberg auf dem Hauptbahnhof großes Aufsehen. Es waren einige hundert Mann gefangener französischer Soldaten im Alter von 14 bis 15 Jahren, die auf Aufforderung ihrer Schulbehörden sich zum aktiven Heer hatten anwerben lassen. Auch in Würzburg passierten mehrere Züge von 14—15jährigen gefangenen französischen Soldaten die Station.

Ausbruchversuch gefangener Russen.

WTB. Gießen, 1. Okt. (Nichtamtl.)

In den hiesigen Lager russischer Gefangener benutzten vor einigen Tagen etwa zweihundert dort untergebrachte Russen einen Augenblick schweren Unwetters mit heftigem Sturm und Regen zu einem Ausbruchversuch. Sie stürmten aus den nahe der Kantine gelegenen Baracken auf den Platz zu, wo die Gewehrpyramiden der wachhabenden Kompanie aufgestellt waren. Der Posten eröffnete sofort das Feuer auf die Ausbrechenden und alarmierte das Wachkommando, das zum Teil ebenfalls die Waffe gebrauchte. Als die vordersten der Gefangenen fielen, wurde der Ausbruch sofort aufgegeben. Drei sind getötet, acht schwer und mehrere leicht verletzt. Eine abirrende Kugel traf den Garnisonverwaltungsinspektor a. D. Schulz an der Lunge. Außerdem verletzte eine Kugel einen Posten der Landsturmlente am linken Unterarm leicht. Ärztliche Hilfe war sofort zur Stelle.

Infolge der Vorfälle wurde dann noch eine Kompanie des Landsturms alarmiert und zur Verstärkung des Wachkommandos herangezogen. Es trat aber bald wieder Ruhe und Ordnung ein.

Die scharfen Schüsse, die weithin hörbar waren, verursachten große Aufregung in der Stadt. Die Untersuchung soll ergeben haben, daß der Ausbruch tatsächlich von einer kleinen Gruppe, die des Lagerlebens überdrüssig war, vor bereitet wurde. Der Wind soll vorher dazu benützt worden sein, um Zettel zur gegenseitigen Verständigung nach den anderen Baracken zu vermitteln. Ein getöteter Ausbrecher war dicht bei den Gewehrpyramiden zusammengestürzt.

Neueste Nachrichten.

Antlich.

Vor westlichem Armeeflügel neue französische Umfassungsversuche zurückgewiesen, südlich Rove Franzosen geworfen. In Argonnen Vorteile erkämpft. Nächtliche Vorstöße aus Toul zurückgeworfen. Franzosen schwere Verluste.

Vor Antwerpen zwei Werke mit Zwischenwer-

ken erstürmt

Vormarsch russischer Kräfte gegen Gouvernement Suwalki scheint bevorzustehen.

Nichtamtlich.

Der englische Dampfer „Selby“ mit mehr als 3000 T. Kohlen von Shields nach Antwerpen unterwegs ist in der Nordsee auf Minen geraten.

Aus Amsterdam wird gemeldet, daß der deutsche Kreuzer „Karlsruhe“ 7 englische Dampfer (Handelschiffe) in den Grund gebohrt habe. Die Mannschaft wurde gerettet.

Volales und Provinzielles.

* **Sadamar.** Das eiserne Kreuz. Dem Oberst Meckel v. d. schweren Artillerie, einem Bruder der Frau Sanitätsrat Dr. Weyher hier, wurde für seine Verdienste das eiserne Kreuz verliehen.

Der Sanitäts-Vize-Feldwebel Jaath, ein Schwiegersohn der Frau R. Rat Braubach hier, wurde mit dem eisernen Kreuz ausgezeichnet weil er unter eigener größter Lebensgefahr mitten in der Feuerlinie die Verwundeten sofort verband, damit sie nicht verbluteten.

Gott schütze unsere Heere!

* **Sadamar.** 2. Okt. Herr Bürgermeister Dr. Decher, der infolge der Mobilmachung seine Tätigkeit als Bürgermeister der Stadt Sadamar gezwungen war niederzulegen um dem Rufe zur Fahne Folge zu leisten, ist nach 2 monatlicher Abwesenheit nach hier zurückgekehrt und hat die städtischen Geschäfte wieder übernommen.

* **Sadamar.** 29. Sept. Von Mitgliedern des hiesigen Vaterländischen Frauenvereins sind die jetzt aus freiwilligen Materialabgaben angefertigt worden: 400 Hemden, 40 Unterhosen, 18 Tagshosen, 24 Arzzeuge, 166 Paar Strümpfe, 40 Bettjassen, 134 Betttücher, 34 Bettbezüge, 110 Kissenbezüge, 85 Unterlagen, 270 Handtücher, 160 Mundtücher, 220 dreieckige Tücher, 250 Taschentücher, 50 Schuhe, 22 Tischtücher, 25 Leibbinden, 18 Paar Pulswärmer, 24 Hafer-Spreukissen. Alle Achtung vor einer solchen Leistung! Wenn überall verhältnismäßig mit gleichem Eifer gearbeitet würde, könnte wohl leicht allen Wünschen unserer braven Soldaten entsprochen werden.

* **Sadamar.** 2. Okt. Vom Montag den 5. Oktober bis einschl. Sonntag den 11. Oktober werden versuchsweise Feldpostsendungen im Gewicht von 250 bis 500 Gramm gegen eine Gebühr von 20 Pfennig angenommen. Die Gebühr für Feldpostsendungen im Gewicht von über 50 bis 250 Gramm wird gleichzeitig dauernd auf 10 Pfennig herabgesetzt.

— Die Posthalter sind vom 1. Oktober ab wieder von Vormittags 8 Uhr an geöffnet. Auch der Telephondienst beginnt um 8 Uhr früh.

kleine Häuflein und ein entsetzlicher Nahkampf begann, in dem das kleine Bajonnet, der Säbel, der Dolch und der Streitkolben blutige Opfer forderten. Einer nach dem anderen von den Leuten Ben Mohameds sank mit durchbohrter Brust oder zerschmettertem Schädel zu Boden. Zuletzt war nur noch Ben Mohamed selbst und drei oder vier Begleiter übrig, die aber auch schon aus tiefen Wunden bluteten.

„Ergieb Dich, Ben Mohamed!“ rief Leutnant von Wasmuth, einige seiner Soldaten wehrend, die sich auf die übrig gebliebenen Feinde stürzen wollten.

„Allah möge Dich verfluchen!“ schrie der Araber zurück und schleuderte seinen blutigen Streitkolben nach dem Haupte des deutschen Offiziers, der nur durch eine rasche Bewegung dem verderblichen Wurf entgehen konnte. Dann stürzte sich Ben Mohamed und seine letzten Begleiter in den dichtesten Haufen der Gegner, wie Rasende um sich schlagend, bis sie unter den Bajonnetstichen der Sudanesen ihr Leben aushauchten.

Ein jubelndes Triumphgeschrei stimmten die Sudanesen an. Omar, der schwarze Unteroffizier, beugte sich rasch zu dem Leichnam Ben Mohameds nieder, trennte mit einem einzigen fruchtbaren Streich das blutriesende Haupt vom Rumpfe und schwang es hoch empor, während ihn seine Kameraden in wildem Triumph umtanzten.

Die Boma, ein flammendurchglühender, blutiger, leichenerfüllter Trümmerhaufen, war in den Händen der Deutschen. —

XIV.

Die einmal erreichte Wut der sudanesischen Soldaten war nicht leicht zurückzudämmen. Sie drangen in das Haus Ben Mohameds ein und begannen in den inneren Gemächern, den Stallungen und Vorrathshäusern ihr Werk der Vernichtung. Die Offiziere warfen sich jedoch den Wütenden entgegen und trieben sie zurück, da sie nicht wollten, daß die unschuldigen Bewohner des Hauses, Frauen und Sklavinnen, von den Rasenden niedergemetzelt würden. Die Sudanesen murrten und verlangten, daß ihnen das Recht der Plünderung zugestanden werden sollte.

In diesem Augenblick traf Bernhard mit den Geschützen und den dieselben bedienenden Mannschaften ein, unter welchen sich einige deutsche Unteroffiziere befanden. Die übrige Bedienungsmannschaft der Geschütze bestand aus Eingeborenen von der Küste und Sansibar, deren Leidenschaft durch das wilde Handgemenge innerhalb der Boma nicht erregt war und die sich daher völlig den Anordnungen ihrer Führer fügten.

Leutnant von Wasmuth ließ die Geschütze vor dem Gehöft Ben Mohameds auffahren und sicherte die Hauptgebäude durch Posten, die er den Artilleristen entnahm. Diese Maßregeln und das Zureden der Offiziere beruhigten die Sudanesen, die nunmehr am dem freien Platze der Boma ihr Lager aufschlugen.

Bernhard sah nicht ohne tiefe Bewegung den verstümmelten Leichnam Ben Mohameds. Vor kurzer Zeit noch war er der Gaisfreund des Mannes gewesen, bis er sich in Feindschaft von ihm getrennt und die Waffen mit ihm ge-

krenzt hatte. Welche Leidenschaften mochten die Seele des unglücklichen Mannes durchwogt haben, der bis zum letzten Augenblicke den Haß gegen die Europäer nicht zu überwinden vermocht hatte und ihnen im Tode noch einen wilden Fluch entgegenzuschleuderte.

„Man muß ihm das Ehrenzeugnis ausstellen“, sagte Leutnant Wasmuth, „daß er als tapferer Krieger gefallen ist. Könnte man doch mit solchen Männern dauernde Freundschaft und Frieden schließen, dann läge bald der ganze schwarze Erdteil uns zu Füßen und weite Länder wären der Kultur, dem Handel und dem Verkehr angeschlossen. Aber sie leben in einer uns fremden und feindseligen Gedankenwelt und ihr Haß, ihr Fanatismus blendet sie, daß sie die dargebotene Hand des Friedens, der Freundschaft nicht sehen wollen. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als sie zu vernichten, wie man die wilden Tiere ausrottet, um der Zivilisation Raum zu schaffen.“

„Hast Du das Haus Ben Mohameds schon durchsuchen lassen?“ fragte Bernhard nach einer Weile des nachdenklichen Schweigens. „Omar hat uns doch gemeldet, daß Bana Said vom Tanganikasee zurückgekehrt sei, ist auch er in dem Kampfe gefallen oder ist er entflohen?“

„Das Erstere scheint mir das Wahrscheinlichere zu sein“, entgegnete Leutnant von Wasmuth. „Während des Kampfes habe ich Bana Said nirgends gesehen, er wird sich durch die Flucht der Gefangennahme entzogen haben.“

„Lieber Freund“, sprach Bernhard bittend, „versprich mir, wenn Du Bana Said doch noch

* **Sadamar.** 3. Okt. Heute begann am hiesigen Königl. Gymnasium die Michaeliserien.

* **Sadamar.** 3. Okt. Die diesjährige Rekruteneinstellung wird voraussichtlich in den Tagen anfangs Oktober erfolgen. Ein Teil wird im Laufe des nächsten Monats eingezogen. Bis zum Schlusse des Jahres werden sämtliche Rekruten eingestellt sein.

* **Sadamar.** 3. Okt. Am vergangenen Sonntag bewegte sich eine große Prozession aus dem trierischen Lande nach der Gnadenkapelle auf dem Herzenberg, um der Gottesmutter ihr Anliegen in dieser schweren ernsten Zeit darzulegen und Fürbitte zu erlangen. Der Herzenberg ist von jeher ein gern besuchter Wallfahrtsort. Am Abendlich wird von dieser geweihten Stätte durch Fräulein Demer Andacht abgehalten, an die sich Andachten von auswärtig Erschienenen anreihen.

* **Niederhadamar.** 2. Okt. Ein Zug treuer Kameradschaft zeigen die Vereine Niederhadamars, welche die ins Feldgezogenen Mitglieder bei der Nassauischen Kriegerversicherung versichert haben. Dieses Vorgehen verdient Nachahmung.

Handelskammer Limburg.

Von der Handelskammer zu Limburg geht uns folgendes zu:

„Durch den Krieg sind die gewerblichen Kreise vielfach in eine mißliche Lage gekommen, weil ihnen der Kredit sehr beschränkt oder ganz entzogen worden ist. Dazu kommt noch, daß viele Geschäftsleute ins Feld gezogen sind und die Weiterführung ihrer Betriebe den Ehefrauen oder Vertretern überlassen mußten. Es wird deshalb in dieser Zeit doppelt drückend empfunden, wenn das Publikum die fälligen Rechnungen nicht begleicht. Jede Meldung von einem Sieg unserer Armeen sollte uns gleichzeitig zu Gemüte führen, daß er neue Versorgung in vielen Familien bringt. Sollte da nicht jeder hinter der Front es als seine patriotische Pflicht betrachten seine Schulden pünktlich zu bezahlen? Besonders zeugt es von Selbstsucht und kleinmütiger Gefinnung, wenn man verfügbares Geld zurückbehält und so den Gläubiger, der jetzt mehr denn je auf schnelle Bezahlung angewiesen ist, unnötig warten läßt. Mögen daher alle, die es angeht, ihre echt vaterländische Gefinnung auch darin zeigen, daß sie den Gewerbetreibenden den Krieg durch möglichst pünktliche Bezahlung der Rechnungen überstehen helfen.“

Handelskammer Limburg.

Die Handelskammer Limburg teilt uns mit: Zweck der neugeschaffenen Darlehnskassen soll sein, zur Abhilfe des Kreditbedürfnisses, vorzüglich zur Beförderung des Handels und Gewerbebetriebs gegen Sicherheit Darlehen zu geben. Diese Sicherheit kann bestehen in Verpfändung von:

1. Waren- und Bodenz-, Bergwerks- und gewerblichen Erzeugnissen, die innerhalb des Deutschen Reichsgebiets lagern und dem Verderben nicht ausgesetzt sind. Sie werden meist bis 50%, ausnahmsweise bis zu 2/3 ihres Schätzwertes nach Verschiedenheit der Gegenstände und ihrer Veräußerlichkeit beliehen;

2. Wertpapieren, die vom Reiche, von den Bundesstaaten oder von Korporationen, Aktien, gesellschaften oder Kommanditgesellschaften auf Aktien, die innerhalb des Reichsgebiets ihren Sitz haben, unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften ausgegeben sind. Nicht auf den Inhaber lautende Papiere müssen der Darlehenskasse übertragen werden.

3. Wertpapieren, die außer den unter 2 aufgeführten von der Hauptverwaltung der Darlehnskassen (eine besondere Bankabteilung der Reichsbank) zugelassen werden.

Sachen, die einem bedeutendem Preiswechsel unterliegen, werden nur dann als Unterpfand angenommen, wenn zugleich eine dritte sichere Person sich für die Erfüllung des Darlehensvertrages verbürgt. Darlehen können nur im Betrage von wenigstens hundert Mark, in der Regel nicht auf längere Zeit als auf drei und nur ausnahmsweise bis zu sechs Monaten gewährt werden.

Darlehnskassen sind im Anschluß an die Reichsbankstellen errichtet worden. Für den Handelskammerbezirk Limburg kämen also in Frage die Darlehnskassen in **Coblenz**, und für einen Teil des Oberlahnkreises wohl auch die Kasse in **Siegen**.

Nähere Auskunft wird von den Darlehnskassen gegeben.

Der Kreis Westerburg und die Nassauische Kriegerversicherung.

Die Landesgemeinden des Kreises Westerburg haben beschlossen, ihre sämtlichen im Felde stehenden Gemeindeglieder bei der Nassauischen Kriegerversicherung einzukaufen! Der Kreis leistet zu jeder Versicherung einen Zuschuß. Den Familienangehörigen bleibt es überlassen, die Versicherung durch Zahlung zu erhöhen. Der Kreis gewährt zur Beschaffung der hierzu nötigen Gelder Erleichterungen.

Warmes Unterzeug für unsere Truppen.

Unser Kronprinz hat mit der wahrhaft väterlichen Fürsorge, die er seinen Soldaten zuwendet, dem strahlenden, das deutsche Volk begeisterten Bilde seiner Persönlichkeit einen neuen glanzvollen Zug hinzugefügt. Wie schön und echt menschlich mutete es nicht es nicht an, als er für seine geliebten Feldgrauen um Zigarren und Tabak bat, und nun ist er wiederum mit der Bitte um warmes Unterzeug auf dem Plan erschienen. Die Verforgung der Truppen mit warmem Unterzeug für die kalte Jahreszeit gehört ja naturgemäß mit vielen anderen Maßnahmen

zu den Mobilisierungsvorarbeiten der Heeresverwaltung. Warmes Unterzeug ist ebenso wie Waffen, Bekleidung, Verbandspäckchen usw. für jeden einzelnen Mann der Heeresstärke sicherzustellen und gelangt demnächst zur Ausgabe an die Truppen. Dazu gehören wollenene Unterjaken, Unterhosen Strümpfe, Pulswärmer und Kopfschützer. Trotzdem aber ist auch in diesen Fällen wie in zahlreichen anderen, die Unterfügung der Arbeit der Heeresverwaltung durch freiwillige Liebestätigkeit und private Sammlungen hochwillkommen. Besonders Strümpfe und Pulswärmer sind ja rasch verschliffen und können nicht genug vorhanden sein. So ist die Anregung des Kronprinzen aufs dankbarste zu begrüßen und findet hoffentlich regste Befolgung. Schafft, sammelt und schickt warmes Unterzeug für unsere heldenmütigen Soldaten draußen im Feindesland und Kriegsbrand! Sie haben es tausendfältig um uns verdient.

Kaliber 42.

Das hatten die Feinde doch nicht gedacht, Wie waren erstaunt sie darüber, Daß heimlich wir Kanonen gemacht: Zweiundvierz'ger Kaliber! Die erste davon ward aufgestellt Den Lüttichern gegenüber, Und bald schon kannte die ganze Welt Die zweiundvierz'ger Kaliber. Die Lütticher seufzten, ach, wäre doch Erst diese Bekanntschaft vorüber, Die ganze Stadt gleicht einem Loch Der zweiundvierz'ger Kaliber. Und bald hernach bekam Namur Den ersten Nasenstüber, Geschosse, so groß wie 'ne Scheunentür, Entsandte das große Kaliber. Bald brannte die Stadt helllichterhoch, Man japste wie im Fieber: Ach, hätten die Deutschen doch nicht so Ein furchtbar großes Kaliber. Da fiel auch schon das letzte Fort, Nach vorn und hinten rüber, Dann ward es still, es schwieg das Rohr Der zweiundvierz'ger Kaliber. Und mancher Franzmann ängstlich sprach: „Ach, wär doch der Krieg erst vorüber, Es berstet der Kopf allein schon vom Krach Der zweiundvierz'ger Kaliber. Nun rat' ich euch, Welschen, seid artig und still, Denn, müssen wir nochmals herüber, Dann kommen wir, so Gott es will Mit einem noch größ'ren Kaliber! Zerlohn. Anton Weindorf.

Fruchtmarkt zu Sadamar.

Roter Weizen 20,75, Weißer Weizen 20,— Korn 16,00, Gerste 13,50, Hafer 10,50, Butter das Pfund 1,15, 2 Eier 17 1/2. Sadamar, den 1.10.14. Wagner, Marktmeister.

antreffen solltest, ihn milde zu behandeln. Er ist ein Freund der Deutschen und nur durch besonders Umstände in diesen unglücklichen Kampfe verflochten worden.“

„Wenn Bana Said sich nicht direkt an dem Kampfe gegen uns beteiligt hat, so mag ihm die feindselige Absicht dieses Mal verziehen werden“, entgegnete der Offizier mit ernster Miene. „Es ist genug Blut geflossen und durch klug angewandte Milde gewinnt man sich auch die Herzen selbst der Gegner.“

„So höre ich Dich gern sprechen! Und nun komm, laß uns das Haus Ben Mohameds durchsuchen in dem sich die Weiber, Sklavinnen und Kinder zusammendrängen, flüchtend, daß die wilden Sudanesen sie hinschlachten. Laß uns ihnen Trost und Hilfe bringen.“

„Du hast Recht! Nach dem Kampfe muß die Menschlichkeit wieder in ihre Rechte eintreten.“

Er winkte einigen Unteroffizieren und Soldaten ihnen zu folgen. Dann schritten die beiden Freunde dem Hause zu, vor dessen Tür sich ein Haufen erschlagener Feinde aufstürmte.

Auch in das Haus selbst waren die Schrecken des Kampfes gedrungen. Einige Leichen lagen in den Gemächern, Verwundete hatten sich in die dunklen Winkel verkrochen und streckten jetzt den Deutschen jammernd die Hände entgegen, um Gnade flehend, oder erwarteten in dumpfer Resignation den Todesstreich der feindlichen Waffe. In den letzten Gemächern, in denen die Frauen Ben Mohameds gewohnt hat-

ten und wo sich auch die Wohnung Aruschas befunden hatte, drängten sich die Weiber, Kinder und Sklavinnen zusammen. Vor dem Eingang in diesen Teil des weitläufigen Gebäudes stand ein riesenhafter Nezer, der den nahenden Feinden seinen Speer entgegenhielt, um sie vom weiteren Vordringen abzuhalten.

„Sei kein Tor“, rief Leutnant Wasmuth ihm entgegen. „und nimm Deinen Speiß bei Seite. Glaubtest Du mit dem Speer gegen unsere Feuerwaffen ankämpfen zu können? Wir kommen jetzt als Freunde — wir sind keine Feinde mehrloser Frauen und Kinder!“

Aber der Schwarze rührte sich nicht von der Stelle. Er rollte mit den dunklen Augen, fletschte die Zähne und erhob den Speer, um den auf ihn zutretenden Offizier niederzustößen. Leutnant von Wasmuth wich zurück.

„Ich kann doch den Burschen nicht über den Haufen schießen lassen!“ wandte er sich an Bernhard.

Katholische Kirche.

Sonntag, den 4. Oktober 1914. 7 Uhr Frühmesse, Hospitalkirche 7 Uhr Nonnenkirche 8 Uhr. Gymnasialgottesdienst fällt aus. Hochamt 10 Uhr.

Evangelische Kirche.

18. Sonntag n. Trinitatis. 4. 10. 1914. 10 Uhr Gottesdienst in Hadamar. Nach dem Vormittagsgottesdienst Kirchenvorstandssitzung. Mittwoch, den 7. Okt. abends 8 1/2 Uhr Kriegsgedacht.

Soldat und Kind.

Rosen und Reiser an Helm und Gewehr, Maschieren die braven Krieger daher. Daben und Mädel im Trippelschritt Laufen tapfer mit ihnen mit. Und die Kinderhand trauulich sich schmiegt In die Soldatenhand, drin sie nun liegt, Als ob es die Hand des Vaters wär', Und liebe Worte gehen hin und her. Zärtlich hält der Krieger umspannt Die kleine, welche Kinderhand. Er fühlt, wie's warm ihm zum Herzen rinnt: Er will es schützen, das deutsche Kind. — Fest hält er das Händchen, unschuldig und rein; Ihm ist, als müßt' er gesegnet sein. Reinhold Braun.



Tinte

in vorzüglicher Qualität zu haben in der Druckerei von J. W. Förster.

Persil

das
selbsttätige
Waschmittel

desinfiziert auch
Krankenwäsche
Säuglingswäsche
Wollwäsche

Persil

für jede Art von Wäsche
das beste, im Gebrauch billigste
selbsttätige Waschmittel!

Persil

das
selbsttätige
Waschmittel

schont
Spitzenwäsche
Weisswäsche
Kinderwäsche

Deutsche Kriegsversicherung der Deutschen Volksversicherung.

Reservisten, Land- und Seewehrleute, Kriegsfreiwillige, Nichtkämpfer, staatliche Beamten und Arbeiter in besetzten Gebieten, sorgt für Frau und Kinder! Arbeitgeber, versichert eure im Felde stehenden Beamten und Arbeiter! Vereine, Wohltätigkeitsunternehmen, Unterstützungskassen, versichert die Euch nahestehenden Kriegsteilnehmer oder helfst den Frauen ihre Männer zu versichern.

Es gilt, der Not vorzubeugen!

Die sämtlichen eingezahlten Beiträge werden voll und ungekürzt auf die Sterbefälle der versicherten Kriegsteilnehmer verteilt.

Veranstaltet Sammlungen hierfür!

Ist die durchschnittliche Kriegsterblichkeit von jetzt ab nicht größer, als sie während des ganzen Feldzuges 1870/71 war, so wird mindestens der 25fache Betrag der Einzahlung auf den Sterbefall ausgezahlt werden. Auf 10 Mark Einzahlungen würden also mehr als 250 Mark, auf je 5 Mark mehr als 125 Mark entfallen, auf 30 Mark mehr als 750 Mark usw. Ein genauer Satz läßt sich vorher noch nicht angeben. Ist die Sterblichkeit größer, so wird die Auszahlung entsprechend geringer. Ist die Kriegsterblichkeit niedriger, so erhöht sich die Auszahlung entsprechend.

Die Mindesteinzahlung beträgt 5 Mark, die Höchsteinzahlung 200 Mark mit Zwischenstufen von 5 zu 5 Mark.

Verlangt auf der nächsten deutschen Poststelle Postcheck-Zahlkarte und sendet das Geld an:

Konto: „14 Kriegsversicherung der Deutschen Volksversicherung in Berlin“.

Auf der Rückseite des linken Abschnittes der Zahlkarte, den die Post der Volksversicherung zustellt, schreibt Vor- und Zunamen, Jahr und Tag der Geburt, Beruf und Wohnort des Kriegsteilnehmers, den Ihr versichern wollt, genau und leserlich!

Sofort mit der Einzahlung **beginnt** bei richtiger Bezeichnung des versicherten Kriegsteilnehmers die **Versicherung**.

Jeder deutsche Postbeamte hilft sicherlich gern beim Schreiben der Zahlkarte.

Berlin, den 23. September 1914.

Deutsche Volksversicherung Aktiengesellschaft
Dr. Pittsche.

Lieferanten von Winterbekleidung für die im Felde stehenden Offiziere werden darauf aufmerksam gemacht, daß das unterzeichnete Generalkommando keine Pakete abnimmt. Dieselben sind in allen Fällen den immobilien Stappenkommandanturen 2 in Frankfurt a. Main-Süd bzw. 3 in Darmstadt zuzuführen.

Frankfurt a. M., den 25. September 1914.

Stellvertretendes Generalkommando XVIII Armeekorps.



Trauer-Drucksachen!

Trauerbriefe, in jedem Format.
Danksagungskarten,
Trauerbilder,

liefert in bester Ausführung, in kürzester Frist und jeder Zeit die

Druckerei J. W. Hörter, Hadamar.

Erz- und Koksfahrer

gesucht.

Aktiengesellschaft Charlottenhütte
Abteilung Hochhofen. Niederschelden, (Sieg).

Aufruf.

Der Verdacht ist gerechtfertigt, daß sich noch immer belgische oder französische **Briestauben** im Lande befinden. Diese Tauben werden nicht nur auf Taubenschlägen, sondern in allen erdenklichen Schlupfwinkeln, wie Kellern, Schränken, Komoden, Körben sowohl in Waldungen und Gebüsch versteckt gehalten. Hierdurch ist die Möglichkeit eines unerlaubten und für uns nachteiligen Depeschverkehrs nach dem feindlichen Ausland gegeben.

Die Beseitigung aller belgischen und französischen Briestauben wird deshalb bringende Pflicht. Zur Erreichung dieses Zieles genügt die Kontrolle der Aufsichtsbeamten aber nicht, die Zivilbevölkerung muß mithelfen und wird hierdurch aufgefordert, sich an der im vaterländischen Interesse liegenden Arbeit der Ueberwachung unerlaubten Briestaubenverkehrs zu beteiligen.

Stellvertretendes Generalkommando XVIII. Armeekorps

V. S. d. G. R.

Der Chef des Stabes Dr. Graaff, Generalmajor.

Obstmärkte in Hadamar.

Die diesjährigen Obstmärkte werden:

Donnerstag, den 1., 15. und 29. Oktober 1914

auf hiesigem „Unteren Marktplatz“ abgehalten. Zum Verkaufe kommen gepflücktes, sortiertes Tafel- und Wirtschaftsobst, sowie gewöhnliches Wirtschafts- und Mostobst.

Gemüse können ebenfalls zum Verkaufe angefahren werden.

Beginn der Märkte vormittags 10 Uhr.

Hadamar, den 14. September 1913.

Der Magistrat.

Gotthardt, Beigeordneter.

Im Verlage von **Hud. Bechtold & Comp. Wiesbaden** ist erschienen (zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Buchbindereien sowie in der Expedition des Blattes):

Nassauischer Allgemeiner Landes-Kalender

tit. das Jahr 1915. Redigiert von W. Wittgen. — 72 S. 4^o, geb.
Preis 25 Pfg.

Zur Augnung der diesjährigen reichen Ernte besonders zu empfehlen:
Obsteinkochbüchlein 15. Aufl., von Königl. Garten-Inspektor
E. Junge. Preis Mk. 1.50.

Dörrbüchlein 7. Aufl., von Königl. Garten-Inspektor
E. Junge. Preis Mk. 1.—.

Ferner

Feldpostkarten

mit **Kriegsbildern** von Maler C. J. Frankenbach.
Serie 1, bestehend aus 6 versch. Bildern mit Text. **Sehr erheiternd.**
Preis für die Serie 15 Pfg.

Dieselben (Doppelkarten) mit **Rückantwort**.
Serie 30 Pfg.



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Joh. Wilh. Hörter in Sadamar.

1914. * Nr. 41

Der Alte vom Eulennest.

Roman von Ludwig Blümde.
 (Fortsetzung)

Ein Herr im Pelz — wahrhaftig im Pelz, bei dem schönen Wetter! — krieg aus. Sein blaßes, knochiges Gesicht sah böse aus, und die Augen fuhren ihm nervös im Kopf umher, als erwartete er hilfsbereite Dienerschaft. Sollte das der neue Herr von Finkenwerder sein, der — gemeine Mensch, der den Major, Ulrichs Vater, auf so niederträchtige Weise zum Banterott gebracht hatte, um selber das Gut zu besitzen? Hu, etwas Boshaftes, Gemeines lag in seinen Zügen! Unruhig und unschlüssig, was sie tun sollte, huschte Lotthe in die Küche. Wie schade, daß die Mädchen und Fräulein Burische, nicht im Hause waren! Sie huddelten alle drei Karaffen aus. Aber — als Repräsentantin der Hausfrau mußte sie

Oh, wie ihn das empörte! Rittmeister Gerlach ließ sich verleugnen, trotzdem er bestimmt zuhause war. Na, nun fehlte nur noch, daß man hier auf der Oberförsterei einfach zugeschlossen hatte.

„So eine Bande!“ knirschte er mit den Zähnen, während Nero seinem Zobelpelz mit der Schnauze bedenklich nahe kam. Doch da — sein ärgerliches Gesicht erhellte sich jäh: eine bildschöne junge Dame im Rahmen der Haustür. Er zog ehrerbietig seinen Zylinder, so daß durch spärliches, tiefschwarzes Haar eine große Glase leuchtete, verbeugte sich tief und sagte: „Habe gewiß die Ehre mit Fräulein Martin? Zuchow ist mein Name. Wollte mir erlauben, den Herrschaften meinen nachbarlichen Besuch abzustatten.“

Lotthe senkte zum Gegengruß nur ein wenig ihr schönes Köpfchen und nötigte den höchst unwillkommenen Gast mit einem frostigen: „Bitte, mein Herr!“ in das schmale Entreezimmer und ließ ihn dort stehen, um den Vater zu benachrichtigen. Andere Besucher pflegte sie in den Salon zu bitten. Bei diesem gewann sie das

indessen nicht über sich. Er kam ihr, trotz Zobelpelz und funkelndem Brillantknopf auf dem Chemisett, gar so gewöhnlich vor. „Vater, da ist Besuch!“ flüsterte sie diesem zu, als er gerade mit marktigen Zügen seinen Namen unter den eben vollendeten Brief setzte.

„Der Herr Zuchow aus Finkenwerder.“

„Was zum Henker! Bomben und Granaten, dieser Pferde —“

„Nicht so laut, Väterchen! Er steht ja im Entree!“

„Der wagt es wirklich, bei anständigen Leuten Besuch



Verpflegung und Ausrüstung des Millionenheeres: Badöfen. (Mit Text.)

... doch wenig-
 ... mens herein-
 ... lassen. Dumm,
 ... daß der Vater
 ... schon drinnen
 ... ab, daß man
 ... nicht ver-
 ... wegnen lassen
 ... konnte! — Sie
 ... fuhr also noch
 ... einmal mit der
 ... hand über ihr
 ... haar, tippte
 ... ein Spinnen-
 ... lädchen vom
 ... Kessel und
 ... ging, die Haus-
 ... türe zu öffnen.
 ... Der neue Herr
 ... von Finken-
 ... werder befand
 ... sich in sehr ge-
 ... reizter Stim-
 ... mung. Daß ihn
 ... hier die Hunde
 ... umflüßten und
 ... noch keine Be-
 ... dienung er-
 ... hielten, trug lei-
 ... neswegs zur
 ... Verbesserung
 ... seiner üblen
 ... Laune bei.

Das Besuch-
 machen war
 anders ausgefallen, als er es sich in seinem an Größtenwahnjinn
 grenzenden Dünkel gedacht hatte: In Groß-Zucherow bei Orzel-
 lenz von Waltersdorf einfach nicht empfangen, trotzdem die Herr-
 schaften im Park spazierten. Oberst v. Gols — den Mann hätte
 er mit Füßen treten mögen — hatte es gewagt, ihm durch den
 Diener sagen zu lassen: „Bin für den Herrn nicht zu sprecher“

zu machen? Nötige ihn hier ins Bureau. In die gute Stube gehört so ein Kravattendreher nicht. Mag nur geschäftlich wegen des Holzhandels mit ihm verkehren.“

Zuchow stand inzwischen da und dachte nur: „Welch ein grandioses Weib! Wie ist das möglich?! Die mal lachen sehen, das muß gottvoll sein. Aber scheint eine kalte Schöne zu sein.“

Wieder das frohliche: „Bitte, treten Sie hier ein!“

„Ah, Herr Oberförster Martin!“ redete er sofort auf den mit finstern zusammengezogenen Brauen vor ihm stehenden Waldriesen ein. „Hatte ja schon das Vergnügen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Damals — auf der Auktion —“

„Wüßte mich nicht zu entsinnen“, erwiderte der alte Weidmann mit tiefem Haß und brummte dann etwas in seinen mächtigen grauen Bart, das wohl eine Aufforderung zum Platznehmen sein sollte, jedenfalls von dem Herrn Rittergutsbesitzer sehr bereitwillig als solche aufgefaßt wurde.

„Nun aber,“ sprach dieser, glatt wie ein Mal, unverdrossen weiter — mit diesem Brummbarren, von dessen Grobheit er schon gehört, wollte er auf alle Fälle gut stehen —, „Herr Oberförster, korrespondiert haben wir ja doch schon wegen des Holzgeschäfts. Sie wissen, daß ich größere Abschlüsse zu machen gedenke.“

Martin räusperte sich und schaute etwas müder drein, denn hier kam das Interesse seiner hochverehrten Herrin und Gebieterin in Frage. Geschäftlich mochte man ja immerhin mit dem Mann verkehren, wenn er für das Bauholz einen guten Preis zahlte. Darauf lenkte der alte Herr dem auch gleich das Gespräch. Aber Zuchow schien das im Augenblick nicht zu behagen. Überhaupt, nicht mal in den Salon nötigte man ihn?! Also hier ebenfalls pure Nichtachtung. Und dieser Mann war doch nicht adlig. Mochte er auch Hauptmann der Landwehr sein, was wollte das bedeuten? Fürstlicher Oberförster, nicht mal königlicher, rein privater nur, also na, das gab ihm doch kein Recht, sich aufs hohe Pferd zu setzen einem bürgerlichen Rittergutsbesitzer gegenüber.

„Ich weiß nicht,“ sprach der sich verlezt fühlende Besucher denn ziemlich unvermittelt, „ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in dieser Gegend einleben werde. Es kommt mir alles so schrecklich steif und schwerfällig hier vor, die Leute, das ganze Volk, auch die bessere Gesellschaft, soweit ich sie kennen gelernt habe. Merkwürdige Begriffe vom guten Ton scheinen hier selbst unter dem Adel zu herrschen.“

„Wieso?“ fragte Martin kurz dazwischen, seine stahlharten Augen sich durchdringend auf Zuchows zudendes Gesicht heftend.

„Nun, ich wollte soeben bei verschiedenen adligen Herren ebenfalls pflichtschuldigst meinen Besuch machen, und — meinen Sie, daß man mich empfing, wie es der Anstand gebietet?“

„Anstand gebietet? Erlauben Sie mal — ich lebe mit den adligen Nachbarn nicht gerade im besten Einvernehmen — aber ich kenne keinen, dem ich nicht das Zeugnis hochanständiger Gesinnung ausstellen müßte. Sie können doch unmöglich verlangen, daß man Sie mit offenen Armen hierzulande aufnehmen wird, wo Sie unsern allverehrten und allgeliebten Freund Erlenborn auf eine solche Weise — — Aber wir redeten vom Holzhandel. Was komme ich darauf!“

„Mein Herr!“ kam es wie das Zischen einer Schlange durch Zuchows goldplombierte Zähne, während er vom Stuhl aufsprang und sein Gegenüber mit den grüngrauen, unheimlich funkelnden Augen voll tiefster Erbitterung anstarrte. „Wie meinen Sie das? Auf welche Weise? Habe ich ungesetlich gehandelt?“

„Ungesetlich?“ erwiderte der Oberförster mit seiner rauhen Bassstimme. „Nicht alles, was vor dem Richter noch als strafrei passieren kann, ist darum gut und ehrenhaft. Nach unsern Begriffen — darüber bin ich mit allen Nachbarn einig — haben Sie niederträchtig gehandelt an dem Major Erlenborn, darum dürfen Sie niemals erwarten, daß wir Ihnen mit freundschaftlichen Gefühlen begegnen werden.“

„Mein Herr — ich war Geschäftsmann — ich — ich mußte —“

„Rechten wir nicht darüber. Sie kennen jetzt meinen Standpunkt.“

„Niederträchtig? — Herr! — Allerdings, ich kenne Ihren Standpunkt. Und ich werde beweisen —“

Mehr vermochte er, da ihm der Atem ausging, nicht hervorzustoßen. Mit nervöser Hast griff er zu seinem Zylinder, blies ihn an, als wäre er auf dem Stuhl schmutzig geworden, und rannte davon.

„Weiter, Johann!“ rief er diesem zu. „Fahren Sie, daß man fort kommt von diesem —“

Die letzten Worte verstand der Kutscher nicht mehr. Aber er lächelte pflüßig vor sich hin und nickte den neugierig am Fenster hockenden Zwillingen, kaum merklich allerdings, zu, als wollte er sagen: „So geschieht es ihm recht!“

„Auch nicht eine Spur von Bildung, von gutem Ton! Raschbenvolk das! Na wartet nur, vielleicht frische ich euch alle zusammen noch mal klein! Klamm seid ihr ohne Ausnahme dran, Geld besitzt keiner von euch, auch die Erzellenz nicht. Wer weiß, ob ihr den Mann, den ihr jetzt wie einen Hochstapler abweist, nicht noch einmal bitter notwendig brauchen könnt. Dann hat meine Stunde geschlagen, dann sollt ihr im Staube liegen vor mir!“

So jagte es dem Erregten durchs Hirn, und dabei ballten sich seine knöchernen Hände wütend zu Fäusten, und die rollen-

den Augen sprühten drohende Blitze. — Dann tauchte die herrliche Mädchengestalt wieder auf vor seiner rachedürstenden Seele, er glaubte in ihr wunderschönes und doch so kaltes Antlitz zu schauen, und heißes Verlangen packte ihn auf einmal wie mit den Krallen eines höllischen, übermächtigen Ugeheuers, das ihn nimmer wieder freigeben wollte.

„Johann,“ rief er jetzt, „es ist noch nicht zu spät, fahren Sie gleich noch nach dem Eulenwies, zum alten Herrn Erlenborn.“

Auch diesem wollte er einen Besuch machen, dem wunderlichen alten Herrn, der da draußen in der Einsamkeit neben der Schloßruine, die man das „Eulenwies“ nannte, eine bescheidene Villa bewohnte, auf Finkenwerderischem Grund und Boden. Das war sein Altenteil. Niemand konnte ihn von dort verdrängen, denn die zu seinem Grundstück gehörigen zwölf Morgen Landes hatte er sich als Besitztum bis an sein Lebensende ausbedungen, als er vor zwanzig Jahren das Rittergut Finkenwerder seinem Sohn Ulrich, der damals seinen Abschied vom Heere genommen, übergab. Da lebte er nun mit einem alten Diener und dessen Frau, völlig von der Welt abgeschlossen, ganz seinen Liebhabereien, zeigte sich selten unter Menschen, und das Volk, das ihn nur „den Alten vom Eulenwies“ nannte, schwor darauf, er stände mit dem Bösen im Bunde und könnte die ewige Ruhe nicht finden, weil er auf Erden erst noch eine schwere Schuld sühnen müßte. Andere hielten ihn auch wohl, da er in seinem Bau eine regelrechte Hexentische besaß, für einen gefährlichen Zauberer. Dazu die verrufene Eulenburg mit dem alten Galgenberg daneben, diese Stätte, an der es niemals geheuer, ja, das mußte, wo der Aberglaube hier zu Hause war, die Gemüter der Leute verwirren und zu tollen Geschichten anregenden Stoff liefern.

„Vielleicht nimmt der alte Wundertopf dich besser auf als die andern“, sagte Zuchow zu sich selber, als die Kalesche nun in den zur Ruine führenden, recht holperigen Weg einbog. „Er stand mit seinem Sohn auf gespanntem Fuß und verkehrte mit seinem Nachbarn. Am Ende urteilt er anders über einen Mann deiner Art, der mit nichts angefangen hat und es aus sich selber durch rastlosen Fleiß und scharfen Verstand zu einer Stellung im Leben brachte!“

Da lag das von Unkraut, wildem Hopfen, Brombeergesträuch und Fleu fast ganz verdeckte alte Gemäuer, das einmal ein adelberühmtes Raubritterwies gewesen sein sollte. Eulen und Dohlen nisteten jetzt darinnen, und Maler und Poeten raketen gern unter den knorrigen Eichen und Ulmen, die es umgaben, denn es fand sich in der Gegend kaum ein romantischeres Plätzchen als dieses. In einem an ein Stück Urwald erinnernden Part, der von hier bis an den Galgenberg reichte, lag die Villa des alten Herrn Erlenborn. Ein schlichter, schmuckloser, graugetrichener Bau, an dem ein paar Kletterrosen spärlich emporstrebten, war das, und die beiden dahinter gelegenen fast zerfallenen Lehmhütten schienen schon lange nicht mehr als Wohnräume benutzt zu werden. Dennoch steckte, als das Finkenwerderische Fuhrwerk nun vor dem Hause hielt, ein altes Männlein seinen schneeweißen Kopf sehr erstaunt durch die Tür der einen, kraute sich verlegen hinter den Ohren, schlurste auf mächtigen Filzschuhen langsam heran, verstand, da er stocktaub war, nicht, was der Herr im Felle ihm aus dem feinen Wagen zurief, schaute die ihm gegebene Visitenkarte groß an, nickte dann mit dem vertrockneten Kopf, dessen Gesicht etwas Mumienhaftes besaß, und schlurste tief gebückt ins Herrenhaus. Wohl zehn Minuten verstrichen, bis er zurückkam. Während Zuchow ungeduldig wartete, mehrmals auf seine goldene Uhr schauend, schien es ihm, als bewegte sich im Hintergrund zwischen den Bäumen des Parks eine geduckte Gestalt, die ihn genau beobachtete.

„Hat dieser Alte noch einen Sohn bei sich?“ fragte er Johann.

„Nein, gnädiger Herr, er hat keinen. Der da rumschleicht und hier so dumm rüberschleicht, das ist auch so 'n Galgenvogel, dem man nicht über den Weg trauen darf. Er soll dem alten Herrn ja sehr behilflich sein, muß Botengänge besorgen und dies und das, was weiß ich. Im Zuchthaus soll er schon gefessen haben. Sie nennen ihn in der Stadt den „Schwarzkünstler“. Er schießt eine gute Büchse und trifft das Schwarze auf zweihundert Schritt. Das hab' ich Pfingsten beim Schützenfest gesehen.“

„Nun halten Sie den Mund, Johann. So ein Getratsch liebe ich nicht“, unterbrach der Herr den Gesprächigen.

Da erschien der Alte mit dem vertrockneten Kopf und dem schneeweißen Haar endlich wieder, machte eine muffelnde Bewegung mit den Stirnläden und rief dann mit einer wahren Grabesstimme aus: „Der Herr läßt bitten!“

„Ist ein Wunder!“ brummte Zuchow, stieg aus und betrat die Villa.

Ein Greis, der mit dem Oberförster Martin gewisse Ähnlichkeit hatte, nur etwa zwanzig Jahre älter sein mochte und die Last der

Jahre schon recht empfindlich fühlte, stand zu des Rittergutsbesizers Empfang in einem dürftigen Zimmer mit zerklüfteten Labeten, mehreren Bücherregalen, einem Mikroskop auf dem Tisch und allerlei Gerümpel, bereit. Ein scharfer, stechender Geruch von Säuren drang aus dem angrenzenden Raum herein, so daß Zuchow heftig husten mußte. Der alte Herr — er mochte wohl seine fünfundsachtzig Jahre auf den Schultern tragen — besah ein recht vornehmes Gesicht, das, ehe es die unzähligen Runen und die dicken, entzündeten Tränenfäden unter den fast erloschenen Augen besah, sehr schön gewesen sein mochte. Voll und wappig wie eine Löwenmähne war noch das silberweiße Haar, das tief über die hohe, faltige Stirn fiel, und der schneieige Backenbart verlieh dem Greifenantlitz etwas besonders Würdiges, an Kaiser Wilhelm I. Erinnerndes, dessen Bild drüben an der Wand hing.

„Bitte, nehmen Sie Platz, mein Herr“, sagte der Alte vom Sessel, nun sehr laut, nach Art der Schwerhörigen. „Der Qualm von meinem Laboratorium scheint Sie zu belästigen. Ich werde die Tür schließen. Beschäftige mich nämlich immer noch mit chemischen Arbeiten. Ist so meine Liebhaberei. Also Sie sind der neue Besitzer meines früheren Gutes?“

Was Zuchow erwiderte, schien er nicht recht zu verstehen; es war ihm das auch wohl ziemlich gleichgültig. Er redete von allgemeinen Dingen, erwähnte seines Sohnes mit keinem Wort und mußte offenbar nicht, daß dieser Mann da vor ihm mit dem verächtlichen Lächeln jenen ins Anglück gerissen. Er mochte überhaupt nicht wissen, daß andere an Ulrichs Geschick die Schuld trugen. Hundertmal sagte er es sich wenigstens bei Tag und Nacht: Ganz allein hat er es verschuldet. Er wollte es nicht besser haben.

Man sah und sprach ein Weilchen, einer fühlte, wie fremd er dem andern war, man erhob sich, reichte sich die Hände und trennte sich wieder.

Der hat dich wenigstens nicht grob behandelt“, sagte Zuchow zu sich selber, als er wieder in den Wagen gestiegen war. Und zurück ging es an der Ruine vorüber, dem Finkenwerderschen Herrenhof zu.

Raum war die Kalesche fort, da huschte wie ein Schatten die lange, dürre Gestalt des Schwarzkünstlers auf die Villa zu. Der Mensch hatte in der Tat etwas von einem Galgenvogel, so recht ein Spitzbubengesicht, und der lange Hals, der über den schmutzigen, zerkrümelten und ausgefransten Stehragen mehrere Zoll emporragte, schien wie für den Galgenstrick geschaffen. Spannung und Erwartung lagen in diesem Augenblick auf dem lederartigen, fahlen Gesicht mit der großen, roten Nase und den blindenden grauen Augen. Ohne anzuklopfen, betrat der Unheimliche das Zimmer, das Zuchow soeben verlassen hatte, und huschte in das angrenzende sogenannte Laboratorium. Dort rührte der alte Herr soeben eifrig in einer blaugrünen, über einer Spiritusflamme in weißer Porzellanschale brodelnden Flüssigkeit und fuhr erschreckt zusammen, als er den Galgenvogel, den er übrigens wegen seiner Intelligenz sehr schätzte, plötzlich hinter sich stehen sah.

„Nun, Warschau, was wollen Sie?“ fragte er unwilligen Tones. „Verzeihung, gnädiger Herr, nur eine Frage: War das der neue Herr von Finkenwerder und heißt der vielleicht Andreas Zuchow?“

„Allerdings! Was geht Sie denn das an?“ lautete die verwehliche Antwort.

„Habe es mir doch wahrhaftig gedacht! Ja, ja, so mußte es kommen! Der Mann ist mein Schulkamerad, wir haben jahrelang zusammen gearbeitet in Berlin.“

Erlenborn verstand nicht recht, es war ihm auch gleichgültig. „Haben Sie denn Ihre Arbeit im Garten fertig?“ fragte er ungeduldig.

„In zehn Minuten, gnädiger Herr! Ich gehe sofort. Bitte nochmals um Entschuldigung.“

Schon war er wieder hinaus, und der alte Herr stand allein in dem sogenannten Laboratorium zwischen Retorten, Reagenzgläsern, Glascolben, Tiegeln, Schalen und allerlei Chemikalien auf einem alttümlichen Repositorium. Ach, was er da trieb, womit er sich die Langeweile und qualenden Gedanken zu verschweigen pflegte, war eigentlich nichts als harmlose Kinderpielerei. Einmal hatte er sich wohl ernstlich mit chemischen Studien und Problemen beschäftigt, vor vielen Jahren; da hoffte er auch, wie so mancher moderne Adept, wenn auch nicht den Stein der Weisen zu finden, so doch eine wichtige Entdeckung auf dem weiten Gebiet der organischen Chemie zu machen. Das sollte ihm niemals gelingen. Und nun diente die Wissenschaft ihm zum Zeitvertreib. Welche bösen Absichten abergläubische Leute dieser Liebhaberei beimessen, das ließ der weltfremde Greis sich nicht träumen.

Erschöpft hielt er nun mit seiner Arbeit inne, sank schwer auf einen Schemel, stützte die zitterigen Hände auf die Knie, ließ das Haupt tief auf die Brust sinken, und — da war es wieder: das häßliche, eisigkalte, nachtschwarze Ungetüm, das sich niemals ganz vertreiben ließ, das Schredgespenst seines einsamen Alters. Mit

blutroten Augen, die auch durch das dichteste Dunkel, durch Dampf und Nebel funkelten, glöhte es ihn an, und mit ekler Stimme krächzte es: „Das ist der neue Herr! Jetzt hast du ihn gesehen. Geheil er dir? Er brauchte nicht da zu sein: dein Sohn Ulrich wäre der rechtmäßige Besitzer, dein Sohn, den du in Wucherextrallen umkommen ließeist, dein einziger Sohn, der mit allen Fasern seines edlen Herzens an der Scholle seiner Väter hing, dein Kind —“

„Unfinn, Unfinn, ganz allein hatte er es verschuldet, er wollte es nicht besser haben! Konnte er nicht zu dir kommen, dir alles genau auseinandersetzen, dich anslehen? Mußte er als Sohn sich nicht demütigen vor dem Vater?“ schrie er dagegen.

Und dann glaubte er wieder des Oberförsters Martin tiefe, rauhe Stimme zu vernehmen, genau wie damals, kurz vor der Katastrophe, als dieser treue Freund seines Sohnes hier im Hause war, um Fürbitte für den Hartbedrängten zu tun, der selber des Vaters Schwelle nicht überschreiten mochte: „Herr Erlenborn, er ist Ihr Fleisch und Blut, Sie werden keine ruhige Stunde mehr haben im Leben, wenn Sie mich jetzt abweisen. Es handelt sich um eine Hypothek von fünfzigtausend Mark. Das Geld wäre Ihnen doch ganz sicher. Geben Sie es Ulrich, dann ist er gerettet und wird sich halten auf Finkenwerder. Er arbeitet sich empor, wenn die harten Schicksalsschläge verwunden sind und er nicht mehr den Wucherern in den Klauen steckt. Sie müssen helfen, oder Sie haben kein Herz in der Brust.“

„Halt, halt!“ schrie Erlenborn ganz laut und hielt sich die Ohren zu, als stände der Waldbiese wirklich diesen Augenblick vor ihm. „Daß er nicht selber kommt,“ sprach jener dennoch in seiner erregten Phantasie weiter, „ist doch nur zu erklärlich: Sie haben seine Gattin und deren Eltern schwer beleidigt und ihm Ihr Haus verboten. Ja, ja, verboten! Er hätte jenes Weib nicht heiraten sollen, die arme Inspektorstochter, die nicht mal ein Stück Aussteuer mitbekam. — Beleidigt? — Schlecht soll sie nicht gewesen sein. Ihre Eltern hatten dir treue Dienste geleistet. Aber es ist genug! Oh, diese Kopfschmerzen! Ach, das Alter, das unbarmherzige Alter!“

Wieder erhob er sich, drückte mit dem Messingbedel die Flamme aus, öffnete die Fenster und schritt in den Park, um dort auf andere Gedanken zu kommen. Doch es sollte ihm nicht gelingen. Hinter jedem Busch, in den Wipfeln der Bäume, überall lauerte das häßliche, eiskalte Geschöpf mit den Feueraugen und redete auf ihn ein. „Hättest dich, als er vier Wochen nach dem Konkurs am Herzschlag starb, wenigstens seines Sohnes annehmen mühen. Martin soll ihm Zuzuschuß schicken, dem Fortkresferendar, damit er sich durchschlagen kann. Martin, der selber das Haus voll Kinder hat und die Frau im teuren Sanatorium.“

So redete es jetzt auf ihn ein. Und ruhelos hegte es den alten Mann auf den frisch geharkten Steigen dahin. Welche Blätter glitten lebensmüde zu seinen Füßen, in den Wipfeln und Zweigen der Baumriesen begann der Abendwind zu sausen, daß sie sich tief herniederbogen, als wollten sie ihm ins zuckende Antlitz peitschen. Eine krächzende Dohlenchar umkreiste die Ruine, und wie ein feuriger Ball versank die Sonne allmählich in ein weites Meer von düsterem Grau. Hinter den Wäldern lauerte die schwarze Nacht mit all ihrem Graus. Schon schwebte sie auf dunklen, gespenstischen Schatten heran, und den einsamen Greis durchrieselte es eisigkalt, daß er mit langen, steifen Schritten wieder der schützenden Behausung zustrebte.

„Guten Abend, gnädiger Herr! Weiter ist wohl nichts? Morgen um sieben Uhr bin ich wieder da!“ krächzte der Galgenvogel aus einem Winkel, während er eine dicke, grüne Zoppe über den arg mitgenommenen schwarzen Rock zog.

„Guten Abend“, sagte Erlenborn kurz.

Warschau klappte den Kragen hoch, hob die große Kiepe, die neben ihm stand, auf den Buckel und entfernte sich dann eilends. Aber er schlug nicht den nächsten Weg zur Stadt ein, wie sonst, sondern lief querselbein, an der Ruine und dem Galgenberg vorüber, dem Finkenwerderschen Schloß zu, dessen Turmspitze man gerade noch mit der flatternden Fahne über den Pappeln der Allee erkennen konnte im Dämmerchein.

„Na, der wird Augen machen! Ob er dich wohl noch erkennt? Seit sieben Jahren haben wir uns nicht. Erfreut wird er ganz gewiß nicht sein über das Wiedersehen. Aber wenn er deine redliche Gesinnung erkennt, wenn du ihm feierlichst versprichst, daß du über euren gemeinsamen Pferdeschacher niemals ein Wort verlauten lassen willst, dann muß er gute Miene zum bösen Spiel machen. Und vielleicht kannst du ihm ja auch jetzt noch gute Dienste leisten. Ein Mann, der zu jedem Geschäft zu brauchen ist, der sich vom Galgen loschwört — ha, den findet man nicht alle Tage!“

So redete er zu sich selber, während er, den Kopf mit dem langen Hals weit vorgedrückt, die Arme wie Ruder benutzend, eilends dahinsegelte.

Zuchow schritt, eine Zigarette nach der andern anzündend, in seinem Wohngemach unruhig auf und ab. Es herrschte in dem

großen Raum, dessen Fußboden mit kostbaren Teppichen belegt war, und von dessen kunstvoll bemalter Decke ein riesenhafter Kunde von dem neuen Werden und Entstehen, von den jungen Frühlingsdüften, von tausend neuen Hoffnungen und Wünschen.

Kandelaber mit glitzernden Kristallprismen niederstrahlte, noch keine Behaglichkeit, denn die meisten der Möbel, die hier stehen sollten, Wandgemälde und sonst allerlei Sachen, waren noch nicht ausgepackt. Das stand in Kisten und Kästen draußen herum. Waren getern ja doch die Handwerker erst fertig geworden im Schloß. Auf dem dunklen Mahagonitisch stand auf silbernem Tablett eine Sektflasche und ein halbgeleertes Glas. — Das

führte der Schloßherr hastig an die Lippen, goß den Inhalt hinunter in die durstige Kehle und füllte es wieder. (Fortsetzung folgt.)

Zwei Welten.

Novellette von Paul Blif. (Nachdruck verboten.)

Slangsam schlenderte er durch die Straßen. Vor einer Stunde erst war er angekommen. Um sieben Uhr begann die Vorstellung, also hatte er noch reichlich eine Stunde Zeit, sich die

mußte. Eine leise Wehmut kam in ihm auf, ein Erinnern an ein exträumtes Glück, auf das man so fest gehofft, und das man nun auf ewig verloren sieht, — er lehnte sich an einen Baum und schloß einen Moment die Augen, um die weiche Stimmung vorübergehen zu lassen.

Als er dann weiter ging, sah er an einer der Anschlagssäulen ein großes Plakat in grellen Farben und Lettern leuchten. Und da kam neues Leben in ihn. Sein Gesicht bekam Farbe, seine Hände spielten nervös mit dem Stock, und ein leises Zittern ging



Verpflegung und Ausrüstung des Millionenheeres: Wasserwagen. (Mit Text.)

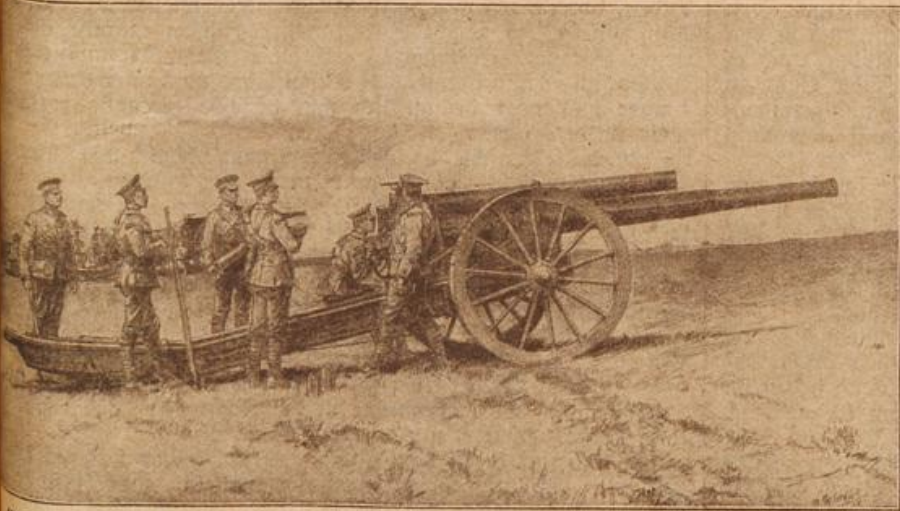
Er schlenderte langsam weiter. — Als das bunte Treiben, das lebhaftes Gewoge um ihn herum fesselte seinen Blick, er sah das alles mit staunenden Augen an, denn es erschien ihm wie eine Welt, der er Jahrzehnte lang entrückt gewesen, er kam sich vor als wäre ein verträumter, lebensmüder Greis, den man plötzlich in ein ihm völlig fremdes Stückchen Welt hineingelegt hatte und nun unsicher und haltlos sich weiter tasten



Verpflegung und Ausrüstung des Millionenheeres: Feldbäderci. (Mit Text.)

Sehenswürdigkeiten dieser ihm neuen Stadt anzusehen. — Es war ein sonniger, schöner Tag. Die Luft so klar, blau und durchsichtig, wie sie nur in den schönen Tagen des Vorfrühlings sein kann. Ein ganz lauer Windhauch wehte ihm entgegen und

durch seinen Körper. Zagend trat er an die Säule heran und las das Plakat. Es war der Zettel des Hoftheaters, der das erste Auftreten der weltberühmten Künstlerin Maria Laboude ankündigte; sie sollte die Marguerite in der „Kameliendame“ spielen.



Eine der schweren englischen Batterien, den Engländern bei Maubenge abgenommen.

Mit brennenden Augen las er wieder und wieder die Worte, den ganzen Inhalt des Zettels, von Anfang bis zu Ende, — und hatte er schon vor einem halben Duzend anderer Anschlagblätter gestanden, und so, genau hatte er dies gleiche Plakat an allen anderen Säulen, mit derselben Erregung, mit derselben Gier gelesen von Anfang bis zu Ende. Dann ging er wieder langsam weiter. — Ein Blumenmädchen, ein frisches Veilchen anbot, trat ihm entgegen.

Seinen Augenblick stützte er und blickte in den Blumenkorb des Mädchens, — und er dachte: Veilchen! Das waren ja auch ihre Lieblingsblumen! — Dann kaufte er dem Mädchen einen großen Strauß ab und ging weiter. Er riecht an den Veilchen. Mit selbigem Behagen saugt er den süßen Duft ein, und plötzlich kommt wieder die wehmütige Erinnerung über ihn, — diesmal so mächtig und zwingend, daß er förmlich einen Abscheu empfindet vor dem ganzen Leben zu schreiben, das ihn umbrandet, und nun mit schnellen Schritten

und nun mit schnellen Schritten durch Licht und Ruhe und Vergessenheit sucht in den stillen Wegen des nahen Parks. — Auf eine lauschige Bank läßt er sich nieder, und träumend irren die Augen ins Weite. Langsam sinkt die Dämmerung hernieder, — weit hinten am Horizont prachtvolle Farben, eine ganze Schattierung vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Braun-Violett hervorzaubernd, und Ruhe, wundermilde Ruhe ringsum. Ach, wie ihm das wohl tut. — Sein Blick fliegt weiter, hinaus über den Horizont, sehnend und suchend, — er sucht sie, um dezentwillen er heute



General Viktor Danil, Sieger von Krasnif. (Mit Text.)

er kam, sein entschwindendes Glück, — sie, die Liebe, und die er immer und ewig lieben wird. Der Veilchenduft! Das war's. Das hat die Erinnerung an sie so mächtig gewedt, denn Veilchen waren ja auch ihre Lieblingsblumen.



Prinz Ernst zur Lippe, Leutnant beim Feldartillerie-Regiment von Scharnhorst. (Mit Text.)

was da kommen mußte — eines Tages lag sie in seinen Armen und hörte seine schüchternen Liebesworte und küßte seinen ersten, heißen Kuß.

O, dieses süße Glück der keuschen jungen Liebe, die nicht fragt und nicht wägt, die nur geben will, um liebend wieder zu empfangen! So durchlebten auch sie all die tausend Wonnen und Dualen, die wahre Liebe schafft.

Dann aber erwachte in ihr die Künstlernatur. Was lange geschlummert hatte, das wurde plötzlich wach und drängte hervor mit Allgewalt, mit genialer Kraft. Zu eng wurden ihr die kleinlichen Verhältnisse der Heimat, zu leidenschaftlich pulste ihr Blut. Hinaus mußte sie! Hinaus in die Welt! Um das zu werden, wonach ihre Phantasie schmachtete. Und nichts mehr hielt sie zurück in dem kleinen Ort, in dem ihre Künstlerseele zu verkommen drohte.



Papst Benedikt XV., Kardinal della Chiesa. (Mit Text.)



Ein gepanzertes französisches Flugzeug. (Mit Text.)

Also ließ er sie ziehen, hinaus in die Welt, fort, weit fort. Er blieb aber daheim und begann zu arbeiten, denn auch in ihm lohte nun die Sehnsucht auf, nach Größe, nach Ruhm, auch er wollte etwas werden, um dereinst ebenbürtig an ihrer Seite zu stehen. So arbeitete er weiter, Tag um Tag, treu und gewissenhaft mit der Fähigkeit des deutschen Gelehrten. Überallhin aber verfolgte er ihre Schritte.

Und so sah er, wie sie vorwärts kam, wie sie langsam von Stufe zu Stufe emporklomm auf dem so dornenvollen Pfade des Ruhmes; er sah, wie sie eine Künstlerin wurde, und sah, wie alle Wissenden der Kunst ihr huldigten, wie man ihr Lob und Ehren in schier überschwenglicher Fülle zu Füßen legte, — mit brennenden, fast eifersüchtigen Augen sah er das.

Dann ging er mit verdoppeltem, mit verdreifachtem Eifer an seine Arbeit, denn jetzt erfaßte ihn eine wahnsinnige Angst, daß sie ihn überholen könnte, daß er klein und unbedeutend neben ihr stehen müßte, ja, daß er sie vielleicht gar verlieren könnte; und deshalb arbeitete er mit übermenschlicher Kraft, Tag um Tag, oft auch die halben Nächte hindurch, um sich herauszuarbeiten aus dem Nichts der großen Menge, um gleich ihr etwas Großes, Berühmtes zu werden.

So erstieg sie spielend den höchsten Gipfel der Kunst, — strahlend prangte ihr Name in der ganzen gebildeten Welt, — während er noch immer der fleißige Arbeiter war, den niemand kannte, als seine nächste Umgebung.

Und da, eines Tages erkannte er, daß er nie und nimmer emporkommen würde, daß ihm das Letzte, das Größte fehlte, das, was den Künstler erst machte, der geniale Funke. — Sie war die gottbegnadete große Künstlerin, er war nur ein begabter, fleißiger Arbeiter, ein Sklave, der sich verausgabte im Frontdienste des Lebens.

Und von dem Augenblicke an, da er dies erkannte, tat sich zwischen ihm und ihr eine Kluft auf, gähnend tief und unüberbrückbar groß, — er hatte sie, sein Liebste, sein Teuerstes verloren, für immer verloren.

Schwach und kraftlos sank er zusammen, denn nun hatte weder das Leben noch seine Arbeit mehr einen Reiz für ihn.

Jetzt hatte er das klare Bewußtsein, daß er nichts sei, daß er aufblicken müsse zu ihr, die im Sonnenlichte des Ruhmes hoch über ihm stand, — und das, das trennte sie nun. Zwar wußte er, daß sie ihn trotz alledem noch immer liebte, aber er hatte die Empfindung, als liebte sie ihn nur aus Mitleid noch; — er fühlte sich so winzig klein im Vergleich zu ihr, daß er nicht mehr wagte, sie sein zu nennen, — er fühlte, daß sie die Stärkere war, zu der er bewundernd nur aufblicken, der er aber von Liebe nicht mehr sprechen dürfe.

Und das schrieb er ihr dann eines Tages. Mit klugen, wohlüberlegten Worten schrieb er es ihr. Das Herz brach ihm darüber. Aber er gab sie frei.

Und dann stoh er, fort, weit fort, in die Welt hinaus, so daß sie ihn nicht wieder finden konnte.

D, dieser süße Weichendust! Er war es, der all das längst Begrabene noch einmal in ihm aufgeweckt hatte.

Jetzt schlägt eine Uhr. Es ist Zeit, ins Theater zu gehen.

Langsam geht er weiter.

Er weiß, daß er heute abend Todesqualen ausstehen wird, dennoch aber geht er hin. Einmal will er sie im Glanz ihres Ruhmes sehen und bewundern — acht Stunden lang ist er deshalb gefahren —, und dann, dann wird er zurückgehen in sein kleines Nest, in dem niemand weiß, wie nah er einst dieser großen Künstlerin gestanden hat, dann wird er weiter sein schweres Tagewerk tun und an der schönen einzigen Erinnerung zehren, bis man ihn eines Tages unter den grünen Nasen betten wird.

Eine Viertelstunde später sitzt er im Theater, ganz versteckt in einer dunklen Ecke, von wo aus er alles gut übersehen kann.

Sein Herz pocht zum Zerspringen, seine Pulse jagen, ein Zittern geht durch seinen Körper.

Jetzt, jetzt tritt sie auf.

Ein brausender Jubel empfängt sie, Hunderte von Gläsern richten sich auf sie — atemlose Stille ringsum.

Und nun spielt sie, spielt diese arme, bemitleidenswerte Marguerite Gautier, spielt sie mit so hinreißender Größe, mit so glühenden Farben, mit so echter Leidenschaft, daß jeder Zuschauer in Bann geschlagen ist und ein brausender Jubel losbricht, als der Vorhang fällt.

Atemlos, wie betäubt, sitzt er da. Er hört nicht, was um ihn her vorgeht, er sieht auch nichts, — sie, immer nur sie ist es, die noch vor seinen Augen dasteht.

Das, das also war sie! So sah sie jetzt aus! So verstand sie zu spielen! Plötzlich aber drängte eine Frage sich in ihm auf: Woher hatte sie diese Töne? Woher kannte sie das Leben, dies

Leben, das sie da oben so wahrheitsgetreu wiedergab, — woher kannte sie es so genau?! Ein neues Zittern ergreift ihn, ein neuer Schauer. Er wagt es nicht, den Gedanken auszubringen.

So sitzt er und staunt, von Akt zu Akt, und immer brennender immer quälender drängt sich ihm dieselbe Frage auf: Woher weiß sie dies alles?

Da, im letzten Akt, da fällt es ihm ganz plötzlich wie Schuppen von den Augen, — ein Taumel macht ihn erbeben, — o Gott! Ist es denn möglich? Ist es denn nur möglich, daß sie alles das erlebt hat, was sie da so ergreifend wiedergibt?

Das Stück ist aus. Der Vorhang fällt. Tösende Jubel brach durch das Haus. Wieder und immer wieder kommt sie vor Gardine und dankt mit müdem, schmerzbelegtem Lächeln.

Er aber starrt sie an, und seine Augen sind voll Tränen, sein Gesicht ist fahl, um seinen Mund zuckt ein bitteres Weh, hatte er dies Wiedersehen sich nicht gedacht, so bei Gott nicht!

Und dann läuft er hinaus in die Nacht. Er hört nichts, sieht nichts. Weiter, nur weiter! Fort, nur weit fort!

Endlich sitzt er in dem Zuge, der ihn seiner Heimat wieder zuführen soll, und dort, mutterseelenallein, dort sinkt er zusammen und weint und schluchzt und begräbt nun auch das Letzte noch, seine Erinnerung an sie.

Die Verpflegung und Ausrüstung des Millioneneres

Von Major a. D. E. Morath-Ernst von Hammer.

(Mit 3 Abbildungen.)

In die Gewitterschwüle, die seit Jahr und Tag Europa, die ganze Welt versinferte, in all die Sorgen, die dem Gedanken an den kommenden Weltkrieg entsprossen, leuchtete mit einem Scheinwerfer ein treffliches Werk des deutschen Generalstabs: „Heeresverpflegung“ hinein. Was darin erzählt wird, ist die wahre Heeresgeschichte. Er hat sie aber nicht getrieben, um ihre Rezepte für künftiges Handeln zu gewinnen. Die würde allzu häufig versagen im bunten Wechselspiel des Kriegs. Er läßt uns die Ereignisse geschichtlicher Epochen in richtigem Verhältnis sehen. Und da lernen wir zwei Leitsätze, die uns auch in diesem Weltkrieg als Richtschnur dienen mögen: Immer noch fand sich ein Genie, das trotz aller schier unüberwindlichen Schwiernisse auch die Wagenfrage des Heeres zu lösen verstand; immer hatten die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen.

Aus dem weiten Gebiet der Möglichkeiten, einem Mangel des deutschen Heere im Kriege vorzubeugen, sollen hier nur die persönlichen und mechanischen Kriegsmittel herausgegriffen werden, die eine Lebensmittelversorgung der Millionen von Intendanten gewährleisten. Die Kriegsverwaltung verfügt in ihren Intendanturen über ein geschultes Personal, das zwar noch niemals praktisch eine Schule des Kriegs durchmachte, aber doch in den vorausgegangenen letzten Friedensjahren in der Theorie sich eifrig auf die kommenden Ereignisse vorbereitete. Jedes Armeekorps hat seinen Feldintendanten mit einem Stabe an Räten und Unterbeamten. Jede Division verfügt über eine Feldintendantur unterpersonal. Eine Reihe von Lokalbeamten, vom Proviantmeister bis zum Depotaufseher, ist gut eingearbeitet für Empfang, Antauf, Lagerung und Ausgabe der Vorräte an die Truppen. In der Heimat leitet im großen die Zentralstelle beim stellvertretenden Kriegsministerium den Nachschub auf die Kriegsschauplätze, und deren Truppen selbst stehen in erfahrenen Regimentsmeistern und neuerdings auch in den Verpflegungssoffizieren sorgende Beiräte zur Hand. In mechanischen Mitteln, die Verpflegung dem Heere zuzuführen, fehlt es nicht. Die Feldküchen unmittelbar zur Gefechtsbagage der Truppen gehörig, bereiten ihnen warme Kost und Kaffee. Unendlich viel bequemer und zweckdienlicher ist diese fahrbare Truppenküche als der alte Kesselbetrieb aus den letzten siegreichen Feldzügen Deutschlands. Jetzt werden die Nahrungsmittel gründlich ausgenutzt und genücken den müden Mann auf dem Marsche und nach dem Einrücken in Unterkunft oder Bivoual. Damals empfing er erst dann seine Handvoll Reis und sein Stück zähes, frisches Fleisch, um erschöpft von den Strapazen des Tages, es sich selbst zu bereiten. Oft genug slog die Lieferung über den Zaun. Lieber hungerte er schlafen als erst kochen!

Die Feldküche ist auch im französischen Heere eingeführt. Ebenso verstehen unsere Verbündeten, die österreichisch-ungarischen Heere, praktischen Vorteile daraus zu ziehen. Ich sah in den letzten großen Manövern, wie tadellos diese fahrbaren Küchen funktionierten und wie den genügsamen Völkern der Doppelmonarchie das Essen mundete. Meister im Kochen sind die Verpflegungssoffiziere des eidgenössischen Heeres: der „Herr Hubmann“ ist aber auch oft genug ein stattlicher Hotelier, der selbst genau weiß

qui schmeckt. Durch dieses mechanische Verpflegungsmittel nimmt die Truppe bedeutend an operativer Unabhängigkeit, und Leistungen lassen sich ohne Schaden erheblich heraufschrauben. Die Feldküchen führen die „Lebensmittelwagen“ die Materialien. Sie vermitteln den Verkehr zwischen den Verpflegungsstellen der Divisionen und den Feldmagazinen und fahren Entleerung sofort zurück zu neuem Empfang. Die Verpflegungskolonnen wieder, aus Proviant- und Fuhrparkkolonnen bestehend, füllen sich normalmäßig aus Etappenmagazinen und werden aus Verpflegungs- und Daserzügen, die aus rückwärtigen Verpflegungszentren abgelassen werden.

Um ein Bild von dem Massenverbrauch an Nahrungsmitteln zu geben, die unmöglich aus dem besetzten Landstrich allein entnommen werden können, weil sonst die heimische Bevölkerung Hungerstnot preisgegeben würde, sollen einige Zahlen gegeben werden. Der Tagesbedarf für eine Armee von 200000 Mann und 60000 Pferden der Verpflegungsstärke wiegt an Kornen 200000 Kilogramm, an Hartfutter für Pferde 414000 Kilogramm, zusammen 614000 Kilogramm, und enthält zum Beispiel das Fleisch von 400 Ochsen oder 3800 Hammeln und 15000 Kilogramm Brot. Wir rechnen aber im jetzigen Kriege nicht mit Hunderttausenden von hungrigen Mägen, sondern mit Millionen. 200000 Mann stellen nur eine mittelstarke Armee dar, davon eine ganze Anzahl marschieren lassen. Zur Fortschaffung bedürfen jene 614 Tonnen nicht weniger als 10 Fuhrparkkolonnen, sind 480 Packwagen oder 100 leichte Armeelaßzüge, bestehend aus Motorwagen mit Anhängern.

Weiter muß noch der Feldbäckereien gedacht werden. Jedes Armeekorps, auch in den nichtdeutschen Heeren, hat zwei Feldbäckereikolonnen. Die unseren führen 12 fahrbare Backöfen und können in 12 Stunden 23000 Brotportionen zu 1,5 Kilogramm stellen. Mit diesen mechanischen Mitteln läßt sich der Nachschub meist rechtzeitig herstellen und an Ort und Stelle bringen. Wie man ein System von Einzelleistungen und Hilfsmitteln für den Dienst der Heeresverpflegung stellt, um den Soldaten körperlich leistungsfähig zu erhalten, so bedarf die Kriegführung eines umfangreichen Apparates, damit der Kämpfer durch seinen Munitivorrat kampffähig bleibt. In den Schlachten des schlesischen Krieges wurden bis zu 400 Patronen für das Gewehr und 480 Schuß für das einzelne Geschütz verfeuert. Das bedeutet eine enorme Steigerung des Feuers gegen 1870/71. Damals hatten wir einen Durchschnittsverbrauch von 56 Patronen pro Gewehr. Der Höchstverbrauch belief sich auf 200 Patronen an einem Schlachttag. Ebenso stieg seitdem der Gebrauch des Geschosses bei der Artillerie. Bei Wörth wurden im Durchschnitt 40, bei Sedan 37 und bei St. Privat 53 Schuß aus dem kleinen Geschütz der Feldartillerie verfeuert. Von der Nachschub an Munition hängt der operative Wert der Truppen ebenso ab wie von der regelmäßigen Feldverpflegung. Wir besitzen den Nachschub der Munition die Infanterie- und Artilleriemunitionskolonnen jedes Armeekorps und die Munitionswagen der Truppen selbst, die aus den Kolonnenwagen empfangen, und letztere wieder aus den Munitionsdepots oder Munitionsmagazinen gespeist werden. Die Kolonnen legen in normalem Verlaufe Tagemärsche bis 25 Kilometer zurück; die Truppenmunitionsfahrzeuge passen sich den Bewegungen der Truppen an. Osterreich-Ungarn transportierte die Munition für Maschinengewehrabteilungen und Gebirgsbatterien auch durch Schlitten, die ich in vorzüglicher Leistungskraft auf steilen Gebirgswegen beobachtete.

Wo und wie sollen wir unser Obst im Winter aufbewahren?

Hat man die Wahl, so gebe man dem nach Norden geöffneten Keller den Vorzug, da dieser der Wärme am wenigsten ausgesetzt ist. Als Grundregel halte man fest, die Temperatur im Keller darf keinen allzu großen Schwankungen unterworfen sein, die durchschnittliche Temperatur soll + 5 Grad Celsius betragen. Wichtig ist es, wenn der Keller nicht allzu tief liegt, jeder leicht durchlüftet werden kann und auch eine geringe Feuchtigkeit vorhanden ist. Zu groß und auch nicht stehend darf die Feuchtigkeit sein, sondern es muß stets eine gewisse Luftbewegung stattfinden, da das Obst sonst zur Fäulnis neigen würde. Hinterher sind allzu trodne Räume, die schlecht durchlüftet werden, ungeeignet, da in diesen die Früchte zu leicht welken. Die Fenster des Kellers sind durch Läden abzuschließen, um das Eindringen zu hindern.

Nach Möglichkeit muß vermieden werden, eingemachte Sachen, Sauerkraut usw., in demselben Raume aufzubewahren, da sie sehr leicht dazu neigt, alle möglichen Geschmacksrichtungen

anzunehmen. Da in den Decken und Wänden der geschlossenen Kellerräume gerne Schimmel- und Fäulnispilze sich ansiedeln, so werden zweckmäßig vor Einbringung des Obstes die Wände gekalkt und geweißt, auch schweffelt man die Räume vor dem Gebrauch gut aus. Trotz sorgfältiger Säuberung des Kellers und der Stellagen tritt häufig ein schnelles Verderben der Früchte ein. Dies hat seinen Grund darin, daß die Früchte die schädlichen Pilze schon von den Bäumen mitbringen. Die Sporen und Samenkömer dieser Pilze finden in den verwundeten Stellen der Früchte guten Nährboden und vermögen dieselben in kurzer Zeit zu verderben. Man muß deshalb bestrebt sein, nur gesundes, gut entwickeltes Obst zur Einlagerung zu bringen. Von Zeit zu Zeit ist das Obst einer genauen Durchsicht zu unterziehen. Alle, selbst ganz geringfügig beschädigte Früchte, sind sofort auszuscheiden, um weiterer Ansteckungsgefahr vorzubeugen.

Die Lagerung des Obstes geschieht zweckmäßig auf Hürden, die längs der Kellerräume auf Gestellen ruhen. Die Früchte werden reihenweise nebeneinander geordnet, und zwar die Birnen mit dem Stiele nach oben, die Äpfel mit dem Stiele nach unten.

Aber noch andere Gefahren drohen unserem sorgsam gehüteten Winterobst. Sobald die Feldfrüchte eingeheimst und die kalte Jahreszeit beginnt, stellt sich ein ungebeter Gast ein. Die Feldmäuse lassen sich in unseren Wohnungen häuslich nieder, und wehe dem Obstlager, dessen sie habhaft werden können. Sie begnügen sich nicht mit einer Frucht zur Stillung des Hungers, sondern sie benagen einen Apfel nach dem anderen, hoffend, immer noch etwas Besseres zu finden. Diesen Räubern muß unbedingt das Handwerk gelegt werden, will man nicht seinen ganzen Obstvorrat preisgeben. Außer Aufstellen von Fallen suche man hauptsächlich die Obsthürden ihnen unzugänglich zu machen. Dies geschieht am besten dadurch, daß man die Füße der Gestelle in 25-30 cm hohe glatte Blechbüchsen stellt, wodurch den Mäusen das Erklettern erschwert wird. Auch stellt man die Füße der Gestelle in flachere, breite Gefäße und füllt diese mit Wasser.

Hat nun jemand keinen geeigneten Raum zum Aufbewahren seines Obstes, so nehme er saubere Kisten oder Fässer, bohre einige Luftlöcher in Boden und Deckel, packe die Früchte hinein und stelle sie auf den Boden. Bei Eintritt kälteren Wetters sichert man das Obst durch Überdecken von Tüchern usw.

C. Fisch.

Fürs Haus

Die Behandlung des Schuhwerks.

Ein eleganter Schuh erhöht die Gesamtwirkung der Toilette, ja er ist beinahe das Tüpfelchen auf dem I, denn eine plumpe Chaussure verdirbt den Eindruck selbst des schönsten Kleides. Die Eleganz des Schuhwerks, seine Haltbarkeit in bezug auf Form und Material ist nicht allein abhängig von der Güte der Ausführung, sondern gleicherweise von der Pflege, die man dem Stiefel angedeihen läßt. Je raffinierter der Schuhkünstler in der Verwendung der Farben und des Materials vorgeht, je schwieriger wird die Aufgabe, die zierliche Fußbekleidung im vollen Glanz ihrer Schönheit zu erhalten. Da ist zunächst das unumstößliche Grundgesetz:

jeder Schuh muß nach dem Tragen auf den Leisten. Es gibt Holz- und Metallleisten, feste, nach dem Fuß gearbeitete, verstellbare und federnde, die für jeden Stiefel passen. — Ist der Schuh einmal gründlich durchnäßt, so darf er nicht gleich auf den Bügel kommen. Man stopfe ihn zunächst mit Zeitungspapier aus, das die Feuchtigkeit anzieht, lege ihn seitlich, so daß der Luft Zutritt zur Sohle gewährt wird, und lasse ihn so trodnen. Ein schnelles Trodnen am offenen Feuer verdirbt den Schuh vollständig. Eine weitere Schwierigkeit ist das Aufbewahren des Schuhwerks. Meist bringt man seine Stiefel im Waschtisch unter, ohne zu bedenken, daß die durchschlagende Feuchtigkeit schädlich für das Leder ist, oder man stellt sie in den Kleiderschrank, wo sie achtlos hin und her geschoben, immer im Wege stehen und durch Stoßen und Zerren verdorben werden. Unser Bild zeigt ein zierliches Möbel, das diesem Uebelstande abhilft und dem Schuhwerk ein ruhvolles, zuträgliches Asyl verschafft. Die Stiefel stehen nur mit Absatz und Spitze auf den schmalen Holzleisten, die Luft kann ungehindert an die Sohle gelangen und oben und unten im Schrank ist reichlich Platz zur Unterbringung des Reinigungsmaterials, das bei einer Auswahl moderner Schuhe, wie man sie heutzutage besitzt, zu einer kleinen Schuh-



Das Bild zeigt ein zierliches Möbel, das diesem Uebelstande abhilft und dem Schuhwerk ein ruhvolles, zuträgliches Asyl verschafft. Die Stiefel stehen nur mit Absatz und Spitze auf den schmalen Holzleisten, die Luft kann ungehindert an die Sohle gelangen und oben und unten im Schrank ist reichlich Platz zur Unterbringung des Reinigungsmaterials, das bei einer Auswahl moderner Schuhe, wie man sie heutzutage besitzt, zu einer kleinen Schuh-

apothete anwächst. Auch Schuhe verlangen als Kinder ihrer Zeit eine individuelle Behandlung. Der Seidenschuh darf nur zart mit einem weichen Lappchen abgestaubt werden, das sämische Leder verlangt die Bürste, Lackleder eine Bürste Schuhcreme, die Stoffgamasche Benzol und der weiße Lederschuh den Puzgummi. Für farbige Leinwand gibt es den Puzstein in allen Schattierungen, und manchmal hilft ein energisches Seifenbad hartnäckigen Flecken den Garaus machen. Die Sohle muß freilich dabei von aller Käse freigehalten werden. Weiche, waschbare Poliertücher zum Auftragen und Nachreiben sind selbstverständliche Voraussetzung. Gepflegtes Schuhwerk wird bei verlängerter Haltbarkeit die Mühe der sorgfältigen Behandlung durch tadelloses Aussehen belohnen. J. Sp.

Gemeinnütziges

Gesundheitspflege im Oktober. Der Monat Oktober bringt die richtige Herbstwitterung. Kühle Nächte, schöne, herrliche Tage, nässliche und rauhe Abendwinde wechseln einander ab. Da gilt es in gesunder Beziehung besonders vorsichtig zu sein. Die Kleidung muß stets der Witterung angepaßt sein. Solange es schön warm ist, kann man noch mit leichter Kleidung auskommen; sobald es aber kühl wird, muß man Unterkleidung anziehen. Diejenigen, welche schon früh hinaus müssen oder spät heimkehren, werden auch an schönen Tagen die Unterkleidung nicht ablegen können, da es frühmorgens und abends immer sehr kühl ist. Diejenigen, welche ordentlich abgehärtete Menschen haben Unterkleidung weniger nötig, weil ihr Körper widerstandsfähiger ist. Um sich in der Übergangszeit gesund zu erhalten, ist es notwendig, dafür zu sorgen, daß der Stoffwechsel immer regelmäßig vonstatten geht. Wer keine genügende Beschäftigung in Feld und Garten hat, muß die schönen Tage durch Fußwanderungen ausnützen. Wer an unfreundlichen Tagen im Zimmer bleiben will und muß, der muß sich hier die nötige Bewegung verschaffen. Besonders Kinder sollen nie müßig herumhocken, sondern körperliche Übungen durch Ganteln usw. pflegen. Zur Vermeidung von Erkältungen muß auf das Schuhwerk große Sorgfalt gelegt werden. Durch schlechtes Schuhwerk darf man in der kalten Jahreszeit niemals tragen; denn nasse Füße sind häufig die Ursache schwerwiegender Erkältungskrankheiten. Wenn es kühl wird, muß natürlich auch der Ofen wieder in Anspruch genommen werden. Da erfahrungsmäßig auch schon an schönen Tagen die Wohnungen unter der Einwirkung der kalten Nächte sehr kühl sind, empfiehlt sich baldige Heizen. Namentlich für die Krankenleute, die sich den ganzen Tag über in der warmen Luft aufhalten, ist das Heizen der Wohnung in diesen Tagen rätlich, weil sich sonst darin abends leicht erkälten können. Beim Heizen ist aber wieder Vorsicht geboten. Niemals darf ein Zimmer überheizt werden. Stets ist darauf zu achten, daß die Temperatur 15 bis 17 Grad Celsius betrage. Gewarnt muß auch davor werden, den Ofen zu früh zu schließen. Wo sich noch eine Ofenklappe befindet, muß sie entfernt werden. Bekanntlich hat die leidige Ofenklappe schon oft Kohlengasvergiftungen hervorgerufen. Diese können aber auch erfolgen, wenn der Ofen keinen genügenden Zug haben oder schadhaft sind. Eine Prüfung der Ofenklappe durch Sachverständige ist daher geboten.

Unsere Bilder

Prinz Ernst zur Lippe, Leutnant beim Feldartillerie-Regiment von Scharnhorst, fiel am 28. August auf dem Feld der Ehre. Er ist ein Vetter des regierenden Fürsten und wurde 1892 als zweiter Sohn des Prinzen Rudolf zur Lippe geboren. Mit seinem Tode beklagt das lippeische Fürstenhaus den Verlust des dritten Prinzen während dieses Feldzuges.

General Viktor Daul, der Sieger von Arasnit. Die dreitägige Schlacht bei Arasnit war der erste große Erfolg der österreichischen Armee gegenüber den Russen, der zweifellos auf die Haltung der Balkanstaaten einen entscheidenden Einfluß ausüben wird. Die Nachricht vom Siege bei Arasnit wurde in Österreich-Ungarn und Deutschland mit Begeisterung aufgenommen.

Der neue Papst Benedikt XV., Kardinal della Chiesa, war bisher Erzbischof von Bologna. Er entstammt einem alten lombardischen Adelsgeschlechte und wurde am 31. November 1854 in Negli in Ligurien geboren. Seine Laufbahn führte ihn in den politischen Dienst der Kirche, er wurde Staatssekretär des Heiligen Stuhles, dann 1908 Erzbischof von Bologna. Er gilt als eine hochgebildete, weitblickende Persönlichkeit von bedeutendem diplomatischem Geschick. Er bekundete für Wissenschaft und Literatur stets lebhaftes Interesse und ist nicht nur der Abstammung, auch der Gesinnung nach Aristokrat.

Ein gepanzertes französisches Flugzeug, ausgerüstet mit einem Geschütz zur Vernichtung gegnerischer Flugzeuge und zur Jagd auf Luftschiffe. Mit diesem Flugzeuge wurden kurz vor dem Ausbruche des Krieges in Villacoublay bei Paris Versuche gemacht. Von Erfolgen dieser Panzerflugzeuge hat man aber bisher ebensowenig gehört, als von der Fliegerinvasion, durch die am ersten Kriegstag die Rheinbrücken und die Hauptversorgungsstellen zerstört werden sollten.



Gesichtspunkte.
Die kleine Trude: „Mama, Onkel Rechtsanwält sprach gestern immer von Gesichtspunkten, melnte er da Tantes Sommerprossen?“

Notker verträgt im Winter sehr gut eine Kopsföngung; auch das Aufstreichen von Nische oder Gips ist anzuraten.

Durchdringende Gerüche im Krankenzimmer. Starkriechende Blumen, Reste von Speisen, gebrauchte Schürze, sollen aus einem Krankenzimmer sofort entfernt werden.

Allerlei

Schlanc Nephil. „Was muß ich sehen, Herr Wurzer, Sie hier beim Fröhschoppen? Kürzlich behaupteten Sie doch, tagsüber käme kein Tropfen Bier über Ihre Lippen.“ — „Trinken Sie vielleicht das Bier tropfenweise?“
Überraschung. Ein Vater sagte seiner Tochter, wenn sie tochen lerne, werde er ihr eine Überraschung bereiten. Sie erlernte die edle Kunst und er überraschte sie, indem er die Köchin entließ.
Wie immer. „War der Herr Professor auch bei der Hochzeit seiner Tochter so sehr vergeßlich?“ — „Mehr natürlich denn je; denn nur so konnte es ihm passieren, daß er bei der Tafel seinem Schwiegerohn in längerer Rede herzlich dafür dankte, daß er sich zu dem Feste aus seinem entfernt gelegenen Wohnort herbemüht habe.“

Künstlerneid. In Italien und Frankreich waren zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zwei Komponisten, Paisiello und Zingarelli, sehr beliebt. Als jedoch Rossini's Opern immer größeren Anklang fanden, stand man den Kompositionen der erstgenannten Künstler bald interesseloses gegenüber. Zingarelli, als Direktor des Konservatoriums für Musik in Neapel, untersagte aus Neid seinen Schülern bei schwerer Strafe das Studium Rossini'scher Partituren. Wer bei diesem Studium betroffen wurde, durfte das Konservatorium nicht mehr besuchen. Nur durch einen königlichen Befehl konnte Zingarelli schließlich dazu gebracht werden, dieses Verbot aufzuheben. — Da traf eines Tages Zingarelli mit Rossini zusammen. Rossini kannte die Abneigung Zingarellis gegen seine Opernwerke. Zingarelli wurde von einem seiner Schüler begleitet und versuchte, Rossini dadurch zu demütigen, daß er dem Meister seinen Schüler mit den Worten vorstellte: „Sehen Sie, lieber Rossini, dieser junge Mann ist auch ein Nachahmer Ihrer Musik. Wollen Sie ihm nicht einmal ins Gewissen reden, daß er das unterläßt?“ — Rossini sah seinen eifersüchtigen Kollegen lächelnd an und sagte zu ihm mit vergnügter Miene: „Sie verlangen von mir Unnötiges, verehrter Direktor. Ich meine, Sie besorgen das bereits so gründlich, daß für mich nichts mehr zu sagen übrig bleibt.“ H. M.

Logogriph.

Mit o als Instrument
Man bei Musik nicht kennt.
Mit e werd' ich genannt
Als Stadt im deutschen Land.
Heinrich Vogt.

Palindrom.

Werd' ich von vorn gelesen,
Nenn' ich ein Wöterwesen.
Ich bin, ulamm mich von hinten,
Als alte Stadt zu finden.
Julius Fald.

Auflösung.

M	R	A				
M	A	R	O	C	C	O
	R		U		E	
A	M	U	L	E	T	T
	A		E		O	
A	R	I	A	D	N	E
	A		U		E	

Bilderräsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.
Alle Rechte vorbehalten.